

**Sr. Michaela Pfeiffer**

Generaloberin der Marienschwestern vom Karmel



*Mit den Ordenschristen der Diözese Linz feierten wir Marienschwestern vom Karmel am 15. Oktober 2011 zum Hochfest der hl. Teresa von Jesus das 150-jährige Bestehen unserer Ordensgemeinschaft und 100 Jahre Kneipp-Tradition.*

### **„Es begann mit der Hingabe eines Menschen“**

*Unter diesem Motto blick(t)en wir auf die 150-jährige Geschichte unserer Kongregation. Am Anfang stand die Hingabe eines Menschen: Sr. Theresia Böck feierte am 26. Februar 1861 ihre erste Profess. In unserem Archiv findet sich weder ein Bild noch ein Foto von ihr, es fehlt auch jeglicher schriftliche Nachlass. Doch wir wissen: Sie hat dem Evangelium ihr Gesicht gegeben und das ist auch unser Auftrag heute. Die Kraft ihrer Hingabe lebt in unserer Gemeinschaft weiter. Als erste „Mitschwester“ – so nennen wir sie gerne – hat sie den Grund gelegt für einen Bau, dessen Ausdehnung sie damals nicht absehen konnte. Im Geist Sr. Theresias sind wir aufgerufen, ein hörendes Herz zu haben und offen zu sein für die Nöte der Zeit. Jeder Weg der Nachfolge Jesu beginnt mit der Bereitschaft, auf seinen Ruf mit der persönlichen Hingabe zu antworten. So begann der Weg der ersten Jünger und ebenso der Weg für die ca. 800 Frauen, die unserer Gemeinschaft bis jetzt angehörten. Das ist die Erfahrung und das Zeugnis der Ordenschristen der Gegenwart: Aus der persönlichen Hingabe an Gott kann ein erfülltes Leben gelingen. So spannt sich ein großer Bogen vom Wirken Jesu vor 2.000 Jahren bis ins Heute.*

### **Miteinander im Glauben unterwegs**

*Was für uns Marienschwestern ein lebendiger Leitsatz ist, verbindet die Ordenschristen in der Vielfalt der Spiritualitäten. Miteinander wirken in der Diözese Linz 22 Frauenorden, 23 Männerorden und 7 Säkularinstitute. Dieses Miteinander verbindet uns mit den Menschen, für die wir in unserem Sendungsauftrag da sind im seelsorglichen und pastoralen Dienst, in hauswirtschaftlichen, pädagogischen und therapeutischen Berufen ...*

*Bischof Franz Joseph Rudigier hat schon in den ersten Jahren unseres Bestehens die Weichen für sozial-caritatives Engagement gesetzt und die Schwestern ermutigt, die Karmelspiritualität mit dem Dienst an den Menschen zu verbinden. Dadurch*

wurde sie mehr und mehr im Alltag der Menschen beheimatet. Im Sinn der hl. Teresa von Jesus ist das kontemplative Herz der Karmelspiritualität ein Leben in der Gegenwart Gottes, das sich mit jeder Lebensweise, mit jedem Dienst verbinden lässt. Die hl. Teresa war eine Frau, die mit beiden Beinen im Leben stand, einen guten Hausverstand hatte und aus ihrer innigen, freundschaftlichen Beziehung zu Gott eine herzliche Menschlichkeit lebte. Diese ihre Gottesliebe entfachte in ihr bewundernswerten Mut für den Einsatz in Kirche und Welt. In ihrer Beziehung zu Gott hat sie auch die Weite Gottes erfahren und sich davon berühren und ergreifen lassen.

## **Edith Stein-Gedenkjahr**

Der Karmelorden begeht 2011/2012 ein Gedenkjahr, das der hl. Sr. Teresia Benedicta a Cruce OCD, Edith Stein – Jüdin – Philosophin – Karmelitin – Märtyrerin – Patronin Europas –, gewidmet ist. Edith Stein wurde vor 120 Jahren als Kind einer jüdischen Familie geboren. Sie trennte sich von ihren jüdischen Wurzeln, gestaltete ihr Leben ohne Gott und lebte als Agnostikerin, bis das Zeugnis einer gläubigen Frau ihr Herz aufhorchen ließ. Ihre Suche nach Wahrheit erfüllte sich im Lesen der Autobiographie der hl. Teresa von Jesus. Sie konvertierte zum katholischen Glauben und empfing mit gut zwanzig Jahren die Taufe. Später trat sie in den Karmel ein. Aufgrund ihrer jüdischen Abstammung starb sie am 2. August 1942 in den Gaskammern in Auschwitz. In einer Zeit wie der unseren, in der es scheint, dass wir Gott nicht brauchen, ist sie ein hoffnungsvolles Zeugnis für den lebendigen Gott! Sie hatte den Menschen nach ihren eigenen Worten immer nur eine Wahrheit zu sagen: „Wie man es anfangen kann, an der Hand des Herrn zu leben.“ Den Hintergrund ihrer Ausstrahlungskraft spüren wir in folgenden Worten: „Je gesammelter ein Mensch im Innersten seiner Seele lebt, umso stärker ist diese Ausstrahlung, die von ihm ausgeht und andere in seinen Bann zieht.“

P. Bonaventure Lussier OCD (USA) „erklärt“ die Vielfalt und den Reichtum der verschiedenen Spiritualitäten so: „In den verschiedenen Spiritualitäten explodiert förmlich der Heilige Geist. Eine Spiritualität allein könnte unmöglich die Fülle des Geistes Gottes darstellen.“ Das ist es, was unseren Glauben an den gemeinsamen Ordenstag so stärkt: Im Miteinander so zahlreicher Spiritualitäten erfahren wir die Fülle Gottes und das machtvolle Wirken des Heiligen Geistes! Mit der Spiritualität der Orden verbunden ist auch die Spiritualität der Laien, die ein kostbarer Schatz für unsere Gemeinschaften ist. Im Miteinander der Spiritualitäten ergeben sich große Chancen, die Herausforderungen der Zeit zu bestehen.

Linz, im November 2011



### P. Dr. Severin Leitner SJ

Geboren 1945 in Pfunders, Südtirol, 1965 Eintritt in die Gesellschaft Jesu; 1974 Priesterweihe; Doktoratsstudium der Theologie in Innsbruck; Jugend- und Studentenseelsorger in Wien; 1981–1987 Leitung des Jugendzentrums in der Sillgasse in Innsbruck; 1987–1997 Novizenmeister; 1997–2001 Leitung des internationalen Priesterseminars Canisianum in Innsbruck; von 2001 bis 2008 Provinzial der österreichischen Jesuitenprovinz und von 2005–2008 Vorsitzender der Provinzialsynode der Jesuiten in Zentraleuropa; seit 2011 Leiter des Jesuitenkollegs Innsbruck. Anschrift: Sillgasse 6, 6020 Innsbruck.

## Gründungscharisma der Orden und kirchliche Mission

### Der Zusammenhang von Spiritualität und Mission<sup>1</sup>

#### Einleitung

1. Ich beobachtete im Hochland der Anden, dass es dort meistens drei Christusdarstellungen gibt: Christus an der Geißelsäule, Christus als Kreuz Tragender und als Gekreuzigter. Warum haben die Campesinos gerade diese Darstellung gewählt? Warum wurde in der Kirche von St. Wolfgang in Oberösterreich über die Jahrhunderte gerade der Schmerzensmann verehrt? Der Gekreuzigte in der Heiliggeist Kirche im Ahrntal in Südtirol ist von Eindringlichkeit, wie man sie sich kaum vorstellen kann. Warum haben die Menschen ihn so verehrt? Diese Darstellungen sagen etwas über die jeweilige Lebenserfahrung und Erlösungssehnsucht der Menschen aus. Offensichtlich haben die Leidenden im Leidenden ihren Bundesgenossen entdeckt.

2. Man hört und liest oft, dass der Herr zu bestimmten Krisenzeiten der Kirche immer die Ordensgründer berufen hat, die die Menschen gerade gebraucht haben. Was heißt das? Was bedeutet das auch in der Frage der Erneuerung einer Ordensgemeinschaft?

3

<sup>1</sup> Dieser Artikel entstand aus einem Vortrag am 10. Oktober 2009 unter dem obigen Thema für die Konferenz der Ordensfrauen und -männer in Linz. Auf die Bitte hin, ihn zu veröffentlichen, habe ich ihn ergänzt durch zwei bedeutende Frauengestalten, da ich am Anfang nur Männer behandelt hatte: Luise de Marillac und Hildegard Burjan. Die Auseinandersetzung mit ihrem Leben und ihrer Gründung machte große Freude.

## 1. Doppelter Bezugspunkt der christlichen Ordensfrömmigkeit: Christologie und Soteriologie

Im Blick auf die Orden in Geschichte und Gegenwart darf man sagen: Es sind allen Formen des Ordenslebens zwei Bezugspunkte gemeinsam: Der *Mensch gewordene Gottessohn, Jesus von Nazareth* einerseits und die *Bewältigung der Herausforderungen der Welt* andererseits. Diese beiden bilden gemeinsam die Koordinaten für die lebendige und konkrete Nachfolge und die dynamische Gestaltung der Gemeinschaften im Laufe der Jahrhunderte: die vertikale und die horizontale Dimension oder Spiritualität und Mission.

Um den Zusammenhang und die wechselseitige Bezogenheit dieser Elemente besser zu sehen, überlegen wir zuerst die Wechselwirkung zwischen Christologie und Soteriologie. Die Christologie gibt uns Auskunft über Jesus Christus, den menschgewordenen Herrn, über seine Beziehung zum Vater und seine Sendung vom Vater in die Welt. Die Soteriologie ist die Lehre von der Erlösung und Erlösungsbedürftigkeit des Menschen durch Christus, von der Sündenverfallenheit und Gebrochenheit und seiner Sehnsucht nach Heil, Heilung und nach dem Reiche Gottes. Man kann also sagen, dass es eine Wechselwirkung zwischen Christologie und Soteriologie gibt, dass die Christologie die Soteriologie bestimmt und umgekehrt. Die Gläubigen (angefangen von den Jüngern bis zum heutigen Tag) haben in ihrer Betrachtung des Geheimnisses Christi immer den gefunden, der ihr Leiden ernst nimmt und sich mit ihnen in ihren Leiden solidarisiert. Er war für die Glaubenden Trost und Antwort für ihre gebrochene, fragmentarische Situation. Das Neue Testament zeigt eine Gestalt Jesu, die auf verschiedenste Weise auf die Menschen eingeht: den, der fundamental das Heil des Menschen vor jedem Gesetz und jedem Kult im Blick hat, den Heilenden, den Lehrenden, der die Not und Last der Menschen und ihr Unterdrücktsein wahrnimmt. Die Menschen ihrerseits suchten einen Messias, vor dem sie mit allem, was sie bewegte, da sein konnten, der sie annahm (vgl. *Hebr 4,14f.*). Nun hatten die Gläubigen des ersten Jahrhunderts der Kirche andere Probleme, wenn sie beim Aufblick zu Christus Antworten für ihre Zeit suchten, als etwa Benedikt und seine Zeit, Franziskus und seine Zeit oder am Beginn der Neuzeit Ignatius und die Kirche damals und im letzten Jahrhundert Charles de Foucauld oder Hildegard Burjan. Die fragmentarische Situation hat ihre Erlösungshoffnung und Erlösungserwartung (Soteriologie) bestimmt und damit auch ihr Christusbild und was sie von ihm, dem Gesandten, für ihre Situation erwarteten (Christologie).

Das Bestimmtsein vom Herrn und das Hingeordnetsein auf ihn in Glauben, Hoffnung und Liebe bildete also den einen Pol, die eine Konstante einer jeden Gemeinschaft und ihrer Form der Nachfolge. Die andere Konstante war und ist die Zeit, auf die ihre Lebensform zu antworten versuchte. Diese Lebensformen waren bestimmt von den Problemzusammenhängen ihrer Zeit, von der Suche nach Antworten auf bestimmte geschichtliche Herausforderungen und von der Sehnsucht nach Erlösung. Alle Gemeinschaften stehen in dieser Spannung und versuchen darauf eine kreative, prospektive Antwort zu geben.

In der christlichen Spiritualität ist ja diese doppelte Bewegung charakteristisch: die Bewegung auf Christus und durch ihn zum Dreifaltigen Gott hin und – von ihm her – die Bewegung zur Welt in der Sendung. Weil aber diese Bewegung zu Christus und zur Welt hin etwas Lebendiges ist, Leben sich aber immer entwickelt, entfaltet und sich verändert, verändert sich auch diese Beziehung.

## 2. Die Bedeutung der Ordensgemeinschaften für die Kirche

Im Spiegel der neueren Dokumente der Kirche, namentlich von „*Perfectae caritatis*“ (PC) des Zweiten Vatikanischen Konzils und „*Vita consecrata*“ (VC), dem Abschlussdokument der Bischofsynode (1995), lassen sich zwei Elemente als fundamental für das Leben der Kirche herauslesen:

*a) Die Gemeinschaften stellen exemplarisch dar, was die Kirche selbst ist und will.*

VC beginnt mit den Worten: „Das geweihte Leben, tief verwurzelt im Beispiel und in der Lehre Christi, des Herrn, ist ein Geschenk Gottes des Vaters durch den Geist an seine Kirche. Mit dem Bekenntnis zu den evangelischen Räten erlangen die Wesenszüge Jesu – Jungfräulichkeit, Armut und Gehorsam – eine typische und beständige ‚Sichtbarkeit‘ mitten in der Welt und der Blick der Gläubigen wird auf jenes Geheimnis des Gottesreiches gelenkt, das bereits in der Geschichte wirksam ist, seine Vollendung aber im Himmel erwartet.“<sup>2</sup> Ist nicht genau das die Grundsending der Kirche selbst? Die Kirche braucht die Orden, weil diese in besonderer Weise ihr eigenes Wesen in der Welt und vor der Welt leben: ihr eigenes Bezogensein auf den Dreifaltigen Gott und ihr Dasein für die Menschen.

<sup>2</sup> VC Nr. 1.

Die Gruppen und Gemeinschaften haben die Radikalität der Selbsthingabe aus Liebe zum Herrn und in ihm zu jedem Angehörigen der Menschheitsfamilie gelebt. Dieses Beispiel geben die Orden und die Menschen schauen auf dieses Beispiel.<sup>3</sup>

*b) Die Gemeinschaften vergegenwärtigen die Werte des Herrn, indem sie danach streben, dem Herrn gleichförmig zu werden.*

Durch das Leben der Ordensgemeinschaften „wird mit besonderer Klarheit sichtbar, dass das geweihte Leben die Einheit des Liebesgebotes in der untrennbaren Verbundenheit von Gottes- und Nächstenliebe offenbart.“<sup>4</sup> Gerade die evangelischen Räte befähigten Christen, dem Herrn gleichförmiger zu werden, denn sie nahmen die Lebensweise auf, „die Christus der Herr gewählt und die seine jungfräuliche Mutter sich zu Eigen gemacht hat.“<sup>5</sup> Durch ihre Lebensform bezeugen die Ordensleute das Evangelium der Seligpreisungen. Damit halten sie auch die besonderen Werte des Evangeliums lebendig im Bewusstsein. „Besondere Aufgabe des geweihten Lebens ist es, in den Getauften das Bewusstsein für die wesentlichen Werte des Evangeliums lebendig zu erhalten, indem sie „ein deutliches und hervorragendes Zeugnis dafür geben, dass die Welt nicht ohne den Geist der Seligpreisungen verwandelt und Gott dargebracht werden kann.“<sup>6</sup>

Die Kraft und die Gnade der Nachfolge liegt im Prozess dieses Sich-Einlassens auf das umformende Wort, das der Herr selbst ist. Der nachfolgende Mensch ist nicht mehr nur „Hörer“/Hölerin, sondern „Vollbringer“, „Vollbringerin“ des Wortes. So wie Jesus die Ikone Gottes ist (Kol 1,15) so wird der nachfolgende Mensch das lebendige, inkarnierte Abbild des Herrn und damit sein Zeuge.<sup>7</sup> Das geweihte Leben wird selbst zur Sendung, wie das gesamte Leben Jesu Sendung ist. Jede Lebensform der Nachfolge des Herrn ist als solche Sendung. Das gilt selbstverständlich für die kontemplative ebenso wie für die apostolische Lebensform. Beide sind berufen, Zeugnis zu geben von Christus in seiner Bezogenheit zum Vater und in seiner Hinwendung zur Welt, in je verschiedener Weise. Beide geben Zeugnis von

<sup>3</sup> VC Nr. 3

<sup>4</sup> VC Nr. 5

<sup>5</sup> LG Nr. 46.

<sup>6</sup> VC Nr. 33; CIC can. 713 §2, 31.

<sup>7</sup> Im Interesse der flüssigeren Lesbarkeit verzichte ich im Folgenden meist auf die gendergerechte Sprache.

jener *ganz anderen Sinngebung* des Lebens, die heute oft so sehr vergessen wird: jenseits und vor allen äußeren Werken in Gebet und *Sein*, vor allem Haben und Tun, Christus in der Welt zu vergegenwärtigen.<sup>8</sup> „Das Ordensleben wird daher umso apostolischer sein, je inniger seine Hingabe an den Herrn Jesus, je geschwisterlicher<sup>9</sup> seine gemeinschaftliche Lebensform, je glühender die Einbeziehung in die besondere Sendung des Instituts ist.“<sup>10</sup>

### 3. Blick in die Geschichte

Christoph *Benke* sagt: „Nachfolge ist im Neuen Testament Werk des Heiligen Geistes, das sich jeweils in einer bestimmten Zeit und Umwelt konkretisiert. Weil Nachfolge Jesu auch die Antwort auf bestimmte Fragen ist, die in der jeweiligen Epoche sozusagen „in der Luft liegen“, nimmt sie dabei unterschiedliche Gestalt an. Dadurch kommt es im Lauf der Geschichte zu bestimmten Ausprägungen von Nachfolge. ... Wo immer sich Nachfolge Jesu neu ausgestaltet, hatten vom Evangelium Jesu Christi inspirierte Menschen eine neue Antwort auf ihre Zeit zu geben.“<sup>11</sup> In dem gewaltigen Wandel in Glaube und Nachfolge, den die Jüngerinnen und Jünger Jesu in den ersten drei Jahrhunderten zu bestehen hatten, lässt sich wieder diese Spannung zwischen Christologie und Soteriologie beobachten. Es war Christus der Leidende und Gekreuzigte, zu dem die Glaubenden aufblickten. Von ihm her bestanden sie die Situation ihrer Verfolgung um des Glaubens willen. In Christus fanden sie die Kraft und die Hoffnung, die sie in Perioden tiefer Ungerechtigkeit ihre Situation meistern ließen. Aus der Hoffnung auf ihn lebten sie in Zeiten des Friedens und Wohlstandes, feierten sie das Fest der Auferstehung und Anbetung, aber sie blieben unruhig und unangepasst, daher lebendig, offen und solidarisch mit den Leidenden.

#### a) *Benedikt und die kontemplative Tradition*<sup>12</sup>

Der Mönch Benedikt, der Patron Europas wurde um 480 bei Nursia geboren. Er kam nach Montecassino um 550 und starb um 560. Die Hauptquelle für seine Lebensbeschreibung ist das 2. Buch der Dialoge

<sup>8</sup> LG Nr. 46

<sup>9</sup> Im Original steht „brüderlicher“.

<sup>10</sup> VC Nr. 72.

<sup>11</sup> *Benke*, Christoph, Kleine Geschichte der christlichen Spiritualität, Freiburg 2007, S. 13.

<sup>12</sup> *Grün*, Anselm, Benedikt von Nursia und die Benediktiner. In: *Weismayer*, Josef (Hrsg.), Mönchsväter und Ordensgründer. Männer und Frauen in der Nachfolge Jesu, Würzburg. 1991, S. 65–86; *Balthasar*, Hans Urs v., Die großen Ordensregeln, Zürich-Köln 1961.



Gregors des Großen. Benedikt wurde in Rom als Sohn begüterter Eltern geboren. Er zog sich in die Gegend von Subiaco zurück und führte dort ein Leben in Buße und Kontemplation. Er blieb aber nicht dort, sondern zog nach Montecassino, dort verfasste er seine berühmte Regel, ganz gewiss eines der Grundtestamente in der Entwicklung nicht nur des abendländischen Mönchtums, sondern überhaupt der abendländischen Kultur. In welcher Zeit lebte Benedikt und worauf antworteten seine Regel und sein Lebensentwurf?

Es war die Zeit der Völkerwanderung. Die sittliche Kraft des Römertums war erloschen. Die feindlichen Parteien übertrafen sich gegenseitig durch Grausamkeit. Es hatte keinen Zweck mehr, sein Feld zu bestellen. Das Vertrauen in die Zukunft war geschwunden. Die Menschen lebten in Angst und Misstrauen voreinander. Innerhalb der Kirche gab es blutige und langwierige Auseinandersetzungen. Im römischen Schisma kämpften byzantinerfeindliche Gruppen gegen die römischen Kreise und stellten gegenüber Papst Symmachus (498–514) einen Gegenpapst (Laurentius) auf. Als der byzantinische Osten in Rom an Einfluss gewann, reagierten die Goten grausam, Boethius wurde hingerichtet. Unter Kaiser Justinian kamen friedlichere Zeiten, die von den grausamen Einfällen der Langobarden abgelöst werden.

Auf diese trostlose Zeit antwortete Benedikt mit der Gründung von Klöstern, in denen die Mönche die *Stabilitas* gelobten. Gegen das Herumwandern und Vagabundieren setzte er auf Stabilität, das Bleiben an einem Ort, in einer stabilen Gemeinschaft, von wo aus Aufbauarbeit geleistet wurde: kulturell, religiös, wirtschaftlich, intellektuell. Gegen das Misstrauen setzte er auf das Vertrauen auf den Menschen und die göttliche Würde eines jeden. Die Benediktiner wurden zu großen Erbauern einer neuen Gesellschaft mit einer neuen Kultur. Benedikt konnte durchaus auf klösterliche Erfahrung im Abendland (Cassian, St. Martinus u. a.) zurückgreifen. Aber die Originalität des hl. Benedikt bestand darin, dass er einer pessimistischen Zeitsicht (wie sie etwa in der alten Magisterregel zu finden ist) eine optimistische Glaubensperspektive entgegensetzte, einem pessimistischen Menschenbild das Vertrauen in das Gute im Menschen und einer rein vertikal ausgerichteten Religiosität (die Christus nur im Abt sah) eine mehr horizontale, die in jedem Bruder Christus zu sehen vermochte. Er wurde in der Gestaltung seiner Gemeinschaft vom Bild der Urkirche geleitet: „*Cor unum et anima una – ein Herz und eine Seele.*“ Durch die *vita communis*, die auf der Regel des Heiligen basiert, wurden die Menschen freier, gerechter, fröhlicher, gottverbundener. Genau das brauchten die



Menschen aller Zeiten und das verlieh den Klöstern und Mönchen eine große Ausstrahlung. „So zieht Benedikt mit seinem Kloster weite Kreise, bis hinein in die politische und gesellschaftliche Situation, die durch ihn ein Stück weit gerechter und gütiger wird.“<sup>13</sup>

*Zusammenfassung:* Vom Mittelpunkt der benediktinischen Spiritualität und des klösterlichen Lebens, von der Betrachtung des Geheimnisses Christi und des dreifaltigen Gottes her blickte er in die Welt und setzte ihr eine neue Weltsicht, ein neues Menschenbild und eine neue Zukunftsperspektive entgegen. Mit einer neuen Freude und Lust am Leben, in der konkreten und aufmerksamen Unterscheidung der Geister und mit dem ebenso einfachen wie klaren „*Ora et labora*“ schenkte er den bedrängten Menschen des Abendlandes neue Wertschätzung der Arbeit und der Ordnung und damit eine neue Zukunft.

#### *b) Der heilige Franz von Assisi*

Franziskus von Assisi war in eine politisch unruhige Zeit der Städtekriege in Italien hineingeboren worden. Es ging um Macht, Einfluss und wirtschaftliche Stärke. Es war dies die Periode des aufstrebenden und reichen städtischen Bürgertums, das die Dienstboten für sich arbeiten ließ. So entwickelte sich eine neue Klasse von lohnabhängigen Arbeitern und Armen, die in Elend und Ausgesetztheit lebte. Zu den Vertretern dieser reichen Bürger zählte der Vater von Franziskus, Pietro di Bernardone. Die weltlichen und geistlichen Fürsten aber korrumpierten mehr und mehr, nicht zuletzt durch den Reichtum und die Luxusgüter, die die Kreuzfahrer aus dem Orient ins Abendland mitgebracht hatten. Auf religiös-kirchlichem Gebiet gab es eine große Zahl von Bewegungen, die eine größere Nähe zum Evangelium durch ein Leben in Armut und Einfachheit des Herzens suchten. Sie hießen „die Armen Christi“. Diese Bewegungen und Lebensgemeinschaften, die nicht selten aus der kirchlichen Ordnung ausscharten, waren eine Art Subkultur, die meist vom einfachen Volk und den unteren sozialen Schichten ausging,<sup>14</sup> den Arbeitern, Bauern, und Krämern. „Sie sind wie die Grundwelle, die aus den Tiefen der christlichen Volksseele aufsteigt und an der Institution Kirche rüttelt.“<sup>15</sup> Unter den Bewegungen

<sup>13</sup> Grün, Benedikt (wie Anm. 12), S. 71.

<sup>14</sup> Benke, Spiritualität (wie Anm. 11), S. 72 f.; Leclerc, Éloi, Franziskus von Assisi oder Rückkehr zum Evangelium, Werl 1983, S. 52.

<sup>15</sup> Leclerc, ebd. S. 52.

waren die Katharer, die für die Kirche gefährlichste und am meisten bekämpfte Bewegung: Sie orientierte sich am armen Christus, leugnete die Heilsnotwendigkeit der Sakramente und des Priestertums und propagierte die Laienpredigt. Auf dogmatischem Gebiet predigte sie die Selbsterlösung und Weltverachtung, die auf der dualistischen Sicht der Welt, als einer Schöpfung des Bösen, aufbaute. Gefährlich waren für die Kirche die Leugnung der Menschheit und der Inkarnation Christi und damit auch die Leugnung der Heilsbedeutung der Kirche und der Sakramente. Diese Lehren fanden umso stärkeren Anklang, als die offiziellen Vertreter der Kirche vielfach eine effektive Seelsorge vernachlässigten und durch eine unziemliche Sakramentenpraxis (Simonie) sowie durch ihre anstößige Lebensführung schweres Ärgernis gaben und eine Entfremdung der Gläubigen verursachten. Der eindruckliche Bekehrungsweg, den der hl. Franziskus durchlief, bestand in einer dreifachen Hinwendung:

1. Zunehmende *Hinwendung zum armen Christus*, dem er möglichst wortwörtlich nachfolgen wollte. Aus ihr erwuchs 2. die zunehmende *Hinwendung zur hilfsdürftigen Kirche*, die er in ausdrücklichem Auftrag des Herrn wiederherstellen und stützen wollte. Nichts wollte Franziskus leben und tun, ohne ausdrückliche Zustimmung und Bestätigung des Papstes und in ausdrücklichem Gehorsam gegenüber dem Papst. 3. Die *Hinwendung zu den Menschen*, besonders zu den Ärmsten, denen er in den Aussätzigen und Verachteten seiner Zeit begegnete.

Gerade an ihm und seiner von ihm ausgelösten Bewegung sehen wir den intensiven Zusammenhang von Christologie und Soteriologie. Seine Spiritualität bestand gerade in der genannten praktischen dreifachen Hinwendung zum armen Christus, zur Kirche und zu den Menschen. Damit wurde sein Weg zur faktischen Alternative des bürgerlichen, politischen und kirchlichen Lebens. Seine Kontemplation des Christusgeheimnisses (Christus der Menschgewordene, der Arme und Leidende) war der Schlüssel für die Praxis der Nachfolge in Armut und Gewaltlosigkeit, in Liebe zu den Armen und zur armseligen Kirche (!). Er kritisierte die Kirche mit ihren sündigen Vertretern nicht, sondern liebte sie, unterwarf sich ihr und half ihr umso mehr, je armseliger sie ihm erschien. Darin wurde die inkarnatorische Struktur der Liebe Christi deutlich und sie wurde verstanden. Gegen alle dualistischen Tendenzen seiner Zeit betonte er den lebendigen Zusammenhang von Christusgeheimnis – konkreter Kirche – Wort – Sakrament. Bei ihm war kein Platz für eine Abwertung der Schöpfung mit einer pessimistischen Weltsicht und einem ebensolchen Menschenbild, sondern sterbend soll Franziskus den Sonnengesang angestimmt haben, der die Geschwister-

lichkeit der Schöpfung zum Ausdruck bringt. Seine geschwisterliche Beziehung zur Welt war fernab von jeder Pantheisierung und Romantisierung. Sonne, Mond, Sterne, die Natur sind seine Geschwister, bei deren Anblick er freudig das Lob ihres Schöpfers sang.

Franziskus lebte dieses strenge und doch fröhliche Programm der Nachfolge des armen Jesus in höchster Armut in einer Atmosphäre herzlicher Güte, Fröhlichkeit, und Freude. Das Apostolat der Nachfolge bestand für Franziskus und seine Brüder darin, dass es „die Menschen mit Fröhlichkeit und Freude zur Liebe Gottes führte“ (Ermahnungen 20,2).

### *c) Ignatius von Loyola und das Gott finden in allen Dingen*

Die Zeit, in die Iñigo de Loyola hineingeboren wurde, war eine atemberaubende Zeit. Die Welt drohte aus den Fugen zu geraten:

1492 entdeckte Christophoro Colombo im Plan, Indien in der Umrundung der Erdkugel zu erreichen, die amerikanischen Kontinente. Bereits 1535 war die Conquista<sup>16</sup> von Mittel- und Südamerika praktisch abgeschlossen und das Kolonialzeitalter fest begründet. Damit begann die globale Ausdehnung des Christentums. Aber für die eroberten außereuropäischen Völker hatte die Conquista, die als Fortsetzung der Reconquista vom Islam auf der iberischen Halbinsel verstanden wurde und damit im Horizont der Kreuzzugs-idee zu sehen ist, gravierendste politische, wirtschaftliche, kulturelle, religiöse, ethnische und existentielle Folgen. 1453 wurde Konstantinopel von den Türken erobert. 1522 fiel Rhodos und 1526 fiel Ungarn unter dem Ansturm der Türken. Am päpstlichen Hof regierte 1492 bis 1503 Alexander VI. Borja und 1522 bis 1523 kam Hadrian VI. für ein Jahr an den päpstlichen Hof. Auf den 31. Oktober 1517 wird der Thesenanschlag Martin Luthers am Schloss von Wittenberg datiert. 1518 fiel Zwingli vom katholischen Glauben ab. 1521 wurde Luther exkommuniziert. 1524 wurden die Theatiner und 1528 die Kapuziner approbiert. 1536 begann in Genf Calvin offen und mit voller Härte die Reformation zu betreiben. Ganze Fürstentümer, weltliche wie geistliche, traten der Reformation bei.

Die Bildung, die Verkündigung und die Pastoral in der Kirche lagen danieder. Die Priester waren weithin von Fürsten und vom Landadel abhängig und theologisch vollkommen ungebildet. An den Universitäten begannen fast überall die Ideen der Reformation um sich zu greifen. Das Volk war verarmt.

<sup>16</sup> Meier, Johannes, Conquista, in: LThK 1994, II, Sp. 1298.

Das ist die Zeit, in der Iñigo de Loyola aufwuchs. Geboren 1491 auf Schloss Loyola im Baskenland, wurde er an spanischen Höfen gut ausgebildet. 1521 wurde er im Kampf um Pamplona gegen Frankreich schwer verwundet. Im Zuge der Genesung entschloss er sich, nach Jerusalem zu pilgern. Auf dem Weg nach Barcelona wollte er in Manresa eine kurze Rast nehmen. Aus diesen wenigen Tagen wurde fast ein volles Jahr, in dem ihn der Herr selbst in seine Schule nahm. Er machte in einem intensiven inneren Prozess jene Erfahrungen, die er in einem Heft notierte und aus denen er das Exerzitienbuch entwickelte. Nach der Rückkehr aus Jerusalem begab er sich in die Schule und studierte, um „den Seelen helfen“ zu können, Philosophie und Theologie zuerst in Alcalá, dann in Paris (1529 bis 1534). Dort fand er seinen Gefährtenkreis, unter ihnen den hl. Franz Xaver, den seligen Peter Faber und andere. Mit ihnen zusammen gründete Ignatius 1539 die Gesellschaft Jesu, die Papst Paul III. 1540 offiziell bestätigte.

Die Exerzitien bildeten den innersten Kern ihrer Spiritualität. Die praktische und rechtliche Ausgestaltung des Ordens kann aus der Exerzitien-spiritualität abgeleitet werden. Die wichtigsten Elemente der Spiritualität des Ignatius sind:

1. *Christozentrik*. Der Mensch gewordene, gekreuzigte und auferstandene Christus steht in der Mitte. Er ruft auch heute noch in seine Nachfolge. An seinem Leben, an seinen Worten und an seinen Werten nimmt die Jüngerin, der Jünger in allem das Maß.

2. *Ruf in die Nachfolge führt in die Gleichförmigkeit mit dem Herrn*, bis hin zu Verachtung und Kreuz. Dieser Ruf schließt Selbstverleugnung und Abtötung mit ein. Diese sind aber kein asketischer Selbstzweck, sondern Ausdruck der Liebe und Nachfolge des Herrn und damit der inneren Freiheit für den Dienst in der Kirche bis zur Hingabe seiner selbst.

3. *Entscheidung, Christus in allem nachzufolgen*. Der Entscheidungsprozess geschieht in enger Fühlung mit den inneren Vorgängen von Trost und weniger Trost, größere oder geringere Nähe zu Gott und in der genauen Analyse und Prüfung der eigenen Motivationen („Versuchungen unter dem Schein des Guten“).

4. *Sendung in die Welt* in der Nachfolge des Kreuztragenden und Auferstandenen: Der Weg der Exerzitien hat dem Gefährten die Augen dafür geöffnet, dass Gott in allem am Werk ist und in allem gesucht und gefunden werden kann.

Das Neue bei Ignatius ist, dass er in den Satzungen seines Ordens alles dem Gedanken der Sendung unterordnet und von diesem Gedanken alles gestaltet:

1. Die Auswahl der Mitglieder muss einen guten Apostel erwarten lassen. Wer dem nicht entspricht, soll nicht in den Orden aufgenommen werden.

2. Das Noviziat und das lange Studium dienen einerseits der Prüfung, ob einer genügend persönliches Fundament hat, um die Herausforderungen der Sendung zu bestehen, andererseits dem Erwerb der nötigen intellektuellen und persönlichen Kompetenz.

3. Die Häuser und Wohnungen der Jesuiten werden angeschafft, um an einem bestimmten Ort eine Sendung zu erfüllen. Wenn sie diesen Zweck erfüllt haben und nicht mehr gebraucht werden, können sie problemlos verkauft werden. Keine klösterlichen Strukturen, kein Chorgebet und auch keine Ordenstracht (gekleidet wie einfache ehrbare Priester), um ja nicht hinderliche oder einschränkende Strukturen zu haben, die den Orden schwer und unbeweglich machen könnten. So hat Nadal, ein Gefährte des Ignatius und der Cheftheoretiker des jungen Ordens formuliert: „Die Welt ist unser Haus, die Straßen der Länder unser Kloster, unsere Ordenstracht ist das Dienstgewand Christi, unser Chorgebet das „Gott suchen und finden in allem“.

4. Das „Fühlen mit und in der Kirche“ (*sentire cum ecclesia*), also die starke Rückbindung des Ordens an den Papst, stand am Ursprung des Ordens. Es ging Ignatius um die Reform der Kirche, und zwar in engster Bindung an den Papst und an die konkrete Kirche, also im Hineingehen in sie und nicht im Exodus aus ihr.

5. In der zweiten Woche der Exerzitien gibt es die Betrachtung der Menschwerdung: Der betende Mensch soll dieselbe Blickrichtung wie Gott einnehmen und auf die Welt schauen. Er sieht die unerlöste, heilsbedürftige Menschheit. Er wird gleichsam hineingehalten in die erlösungsbedürftige Welt. Er sieht, wie der Gottessohn für die Menschen Mensch wird und sein Leben hingibt. Er betrachtet das und lässt sich selbst von Christus in diese Welt hineinrufen und einladen, sich dem kreuztragenden Herrn an die Seite zu stellen und mit ihm sein Kreuz zu tragen, zum Heil der Menschen. Ignatius leitet die Betenden an, die Welt aufmerksam zu betrachten, genau zu analysieren, ja geradezu „strategisch“ zu denken und zu beten, und das im Blick auf die notleidende Menschheit und die gefährdete Kirche. Kein Bereich darf von der möglichen Sendung ausgenommen sein. Dabei ist das Ausmaß der Sendung die größere Ehre Gottes, in der Verwirklichung des je größeren allgemeinen Wohles: „*Quo universalius eo divinius*“ (das Wohl für die Menschen ist je größer, desto göttlicher).<sup>17</sup>

<sup>17</sup> So beschreibt er das apostolische Ziel in den Satzungen Nr. 622.

*Zusammenfassung:* Der Herr ruft die Kirche und alle Ordensgemeinschaften, an seiner universalen Sendung teilzunehmen. Ja – nach Paulus – er selbst ist das Haupt der Kirche, zum Heil der Menschen. Im dramatischen Geschehen der Menschwerdung, im Erdenleben, in der Passion und in der Auferstehung nimmt der Herr diese fragmentarische Welt in sein eigenes Leben und Sein hinein und bringt sie vor den Vater. In dieser Teilhabe am Erlösungswerk gibt es viele Formen: die *Kontemplation*, die sich in die Liebe des Herrn versenkt und von ihr vor den Menschen Zeugnis gibt. Sie lebt eine ganz eigene Synthese von *contemplatio* und *actio*, so dass ihr ganzes Leben zur Einheit im Lob Gottes verschmilzt (Benedikt). Die *Nachahmung des Herrn in seiner solidarischen Armut*, die dem ganzen Leben die Form gibt und damit ganz neue Perspektiven des Dienstes eröffnet (Franziskus). Bei Ignatius das vorbehaltlose und zu allem bereite *Heineingehen mit Christus in die Welt und seine Botschaft konkret weitersagen und präsent machen*, in allen Formen, die dafür geeignet sind: durch das solidarische Mitleben mit den Menschen, im Kennenlernen ihrer Kultur und Sprache, im Teilen ihres Lebens, im Gespräch mit der Wissenschaft, Bildung und Kultur. Im Blick auf den rufenden Christus (Christologie) und im Blick auf die unerlöste Welt wird dem betenden und betrachtenden Menschen deutlich, wo der Herr ihn haben will und wie er ihm dienen soll. Die Christologie steht in der Mitte. Aus ihr wird der apostolische Einsatz (Soteriologie) deutlich.

*d) Luise von Marillac, die Heilige der Nächstenliebe*

Der Zusammenhang von Spiritualität und Mission, Christusbild (Christologie) und Art und Ort des Einsatzes für die Menschen (Soteriologie) ist bei Luise von Marillac,<sup>18</sup> der großen Ordensfrau und apostolisch-caritativen Gefährtin von Vinzenz von Paul, besonders deutlich sichtbar.

<sup>18</sup> *Coste*, Pierre, Saint Vincent de Paul, Entretien, Correspondance, Documents, Paris 1929; *Richartz*, Alfonsa Magdalena, Eine ungewöhnliche Mutter, Luise von Marillac, Leutersdorf 1988; *Sarneel*, Sjeff, Den Menschen zuliebe. Luise von Marillac. Geistliche Biographie in Selbstzeugnissen, Freiburg 1990; *Martinez*, Benito, Die Spiritualität des hl. Vinzenz und der hl. Luise. Special zum 350. Todestag der Gründer, 2010 (Manuskript); *Thorer*, Pauline, Vinzenz von Paul und Louise von Marillac. Gründer der Lazaristen und der Barmherzigen Schwestern, in: *Weismayer*, Josef (Hg.), Mönchsväter (wie Anm. 12).

## 1. Zeitgeschichtlicher Hintergrund

Luise von Marillac stammte aus dem bedeutenden französischen Adelsgeschlecht der de Marillac. Michel de Marillac war der Siegelbewahrer des Reiches, sein Bruder Jean-Louis Marschall von Frankreich. Beide verloren im Kampf gegen den mächtigen Fürsten, Kardinal Richelieu, nicht nur ihre hohen Positionen, sondern auch ihr Leben. Beide waren ihre Onkel. Der Halbbruder dieser beiden, Louis von Marillac, hatte eine außereheliche Tochter, Luise von Marillac, der er mit besonderer Liebe zugetan war. Sie wurde am 12. August 1591 in der Nähe von Paris geboren und ist im Alter von 69 Jahren am 15. März 1660 gestorben.

Es war eine schwierige Zeit in Europa, in der sich ihr Leben entfaltete. In Deutschland und zum Teil in Frankreich herrschte der Dreißigjährige Krieg. Durch machtpolitische Kriege und Aufstände um die Mitte des 17. Jahrhunderts, die als „La Fronde“ bezeichnet wurden, wütete in verschiedenen Teilen Frankreichs die Pest, es gab zahlreiche Kriegsverwundete und Gefallene. All das ließ die Familien verarmen. Die Bauern und die Landbevölkerung waren völlig verelendet und litten Hunger. Sie waren nicht nur Opfer von Plünderungen, sondern mehr noch von sozialer Ungerechtigkeit, wurden sie doch durch einen in unbeschreiblichem Prunk lebenden Adel und durch ständig neue Steuern und Abgaben hart ausgebeutet. Die Beamten der Höfe forderten von den untergebenen (leibeigenen) Bauern nicht nur hohe Steuern, sondern trieben auch die landwirtschaftlichen Produkte ein. Überall waren Bettler, allein im Jahre 1600 wurden in Paris 400 Kinder ausgesetzt und in einem Haus „La Couche“ (das Bett) als Findelkinder abgegeben, von denen viele bald starben, oft ohne Taufe. Besonders in der Landbevölkerung herrschte krasse Unwissenheit in religiöser und menschlicher Hinsicht und ein unbeschreibliches sittliches Elend. In diese Situation hinein berief Gott Luise, um zum Wohl und Heil vieler Menschen ihr soziales Wirken zu entfalten.

## 2. Das Wachstum einer Berufung für die Sendung

Luise Marillac wurde von ihrem Vater, der ihr eine gute Erziehung angedeihen lassen wollte, für die Ausbildung den Dominikanerinnen anvertraut. Doch als er starb, sie war erst 13 Jahre alt, musste sie auf Druck ihrer Verwandten in ein bescheidenes Internat wechseln, damit sie dort unter der Anleitung einer „tüchtigen und tugendhaften Herrin“ in die ganz normalen Arbeiten eingeführt werden sollte. So wurde sie durch ihre Verwandten um



ihr Erbe, das sie vom Vater bekommen hatte, geprellt und von ihrer Familie ausgeschlossen. Sie litt stark unter dieser Einsamkeit.<sup>19</sup> Sie musste für ihren Lebensunterhalt hart arbeiten. Diese Erfahrung und was sie bei den Dominikanerinnen gelernt hatte, kamen ihr für ihre spätere Aufgabe als Organisatorin der Arbeit für Arme und Leidende aller Art und als Leiterin ihrer Kongregation sehr zugute.

Schon vor dem Tode ihres Vaters trug sie sich mit dem Gedanken, selbst Ordensfrau bei den Kapuzinerinnen zu werden. Aus Gehorsam gegenüber ihren Verwandten ging sie am 5. Februar 1613 die Ehe mit Antoine Le Gras ein. Der Ehe war allerdings kein Glück beschieden. Sie, die schon heimlich das Gelübde der Keuschheit abgelegt hatte, konnte sich auf das Leben mit Antoine nicht recht einstellen. Am 18. Oktober desselben Jahres brachte sie ihren Sohn, Michel, zur Welt, der Gegenstand und Grund unendlich vieler Sorgen werden sollte. 1623 erkrankte Antoine Le Gras schwer und Luise gelobte, im Falle seines Todes, Witwe zu bleiben und ihr Leben Gott zu weihen. Sie stürzte dann aber in eine schwere Glaubenskrise mit Depressionen und Zweifeln, in der sie ihre schwierige Situation als Strafe Gottes für ihr vor der Ehe abgelegtes und daher gebrochenes Gelübde deutete. Am Pfingsttag, am 4. Juni 1623, wurde sie aus dieser Krise befreit: Sie bekam innere Klarheit über ihren weiteren Weg mit all seinen Möglichkeiten, Menschen wirksam zu helfen und zu dienen, in einer Gemeinschaft von Gleichgesinnten. Und dies sollte in einer Lebensweise nach den evangelischen Räten sein. In diese Zeit fiel die Bekanntschaft mit ihrem späteren geistlichen Begleiter und Ratgeber Vinzenz von Paul. Er gründete und organisierte in diesen Jahren viele Caritas-Bruderschaften. Vinzenz setzte Luise ein, die Gruppen in mehreren Städten zu besuchen. 1625 starb ihr Gatte Antoine le Gras. Damit wurde sie frei, ihre Berufung zu leben: ein Leben im Dienst an den Ärmsten. Auf ihren Visitationsreisen ermunterte sie die Mitglieder der Bruderschaften, half ihnen in zahlreichen Schwierigkeiten und Problemen. Solche kamen von den Gemeinde- und Stadtverwaltungen, aber auch von Priestern, ja sogar von Bischöfen, die sich von der geschickten und entschiedenen Art von Luise bevormundet fühlten. In den Jahren 1629 bis 1633 wuchs bei ihr die

<sup>19</sup> Im Rückblick schrieb sie: „... er (Gott) ließ mich erkennen, es sei sein heiliger Wille, dass ich durch das Kreuz zu ihm gehe, und seine Güte hat es so gefügt, dass er mich schon von Geburt an und dann fast in jedem Lebensalter nie ohne Gelegenheit zum Leiden ließ...“ (Hl. Luise, Geistliche Schriften, A 29). Zit. nach *Martinez*, Spiritualität (wie Anm. 18), S. 225.

Überzeugung, dass nur durch stabile Gemeinschaften wirksam geholfen werden kann. Mit der inspirierenden Hilfe von Vinzenz von Paul entstand die „Gemeinschaft der Töchter der christlichen Liebe“, die Gemeinschaft der Barmherzigen Schwestern. Im Spätherbst 1633 dürfte die formelle Gründung erfolgt sein, denn im Februar 1633 starb Marguerite Naseau an der Pest. Marguerite wird als die erste „Tochter der christlichen Liebe“ angesehen. Es folgten ein sprunghaftes Wachstum und eine rasche Ausweitung der Tätigkeiten: 1638 übernahmen sie die Sorge für die Findelkinder, 1639 die Sorge für die Galeerensklaven, 1652 starben mehrere Schwestern bei ihren Hilfeleistungen während der Fronde. Am 25. März 1642 legten Luise und vier Schwestern zum ersten Mal die Gelübde ab. 1657 approbierte König Ludwig XIV. die „Gesellschaft der Töchter der christlichen Liebe“. Luise starb am 15. März 1660. Sie wurde 1934 heiliggesprochen und 1960 zur Patronin der sozialen Tätigkeit erklärt.

### 3. Ihr religiöser Weg

Als Kind und junge Frau lebte Luise ganz in der spirituellen Tradition der „Französischen Schule“ des 17. Jahrhunderts (Bérulle, Benoît de Canfield, André Duval, Michel de Marillac). Diese Schule leitet den Menschen an, „Gott mehr in seinem göttlichen Wesen als in jeder der drei Personen der Trinität“ zu betrachten. „In der mystischen Betrachtung möchten sie (scil. die Vertreter dieser Schule) sich direkt mit Gott, ohne jeden Mittler, vereinen und deswegen lehnen sie alles ab, was Sache der menschlichen Natur ist, die mächtigen Taten und die menschliche Natur Jesu mit inbegriffen. Um zu dieser Vereinigung zu kommen, muss der Mensch ganz frei werden von sich selbst, muss er sich erniedrigen und gänzlich leer werden bis hin zu einer extremen inneren Armut und zur Selbstvernichtung.“<sup>20</sup> Gott war für Luise jemand, der alles von ihr forderte. Ihm gegenüber erlebte sie sich schwach und unzulänglich. So konnte diese Spiritualität ihre Skrupel und Selbstzweifel nur noch verstärken. Dieser pietistischen Richtung folgte Luise in ihren jungen Jahren, bis sie Vinzenz von Paul kennenlernte. Durch ihn fand sie zu einer menschlicheren, am menschgewordenen Gottessohn und dem irdischen Leben Jesu sich orientierenden Frömmigkeit. Diese schien ihr für den konkreten Armendienst geeigneter und als geistliche Grundlage für ihre jungen Mitarbeiterinnen, den „Filles de Charité“, geeigneter als die abstrakte, elitäre Spiritualität der „Französischen

<sup>20</sup> *Martinez*, Spiritualität (wie Anm. 18), S. 224.

Schule“. Sie ließ Luise und ihre Gefährtinnen den Herrn in den Armen suchen, finden und ihm in ihnen dienen. Seit ihrer großen Krise 1623 wusste sie, dass sie sich persönlich den Armen widmen wollte und musste. Das geistliche Fundament des Dienstes aber bildete Jesus Christus, wie er zu ihnen durch das Evangelium sprach. Jesus Christus wurde zur Mitte ihres persönlichen Lebens und ihres Dienstes. Sie wollte sich Christus ganz und gar angleichen, ihn nachahmen und anziehen (*Kol 2,6–7*). So wuchs sie in ihrem konkreten Dienst an den Leidenden. Die Gnade Gottes spürte sie auch auf ihren schwierigen und ausgedehnten Reisen, dies brachte sie zum Ausdruck, indem sie sagte, „dass nicht mehr sie gehandelt hat, sondern Jesus Christus, der von ihr Besitz ergriffen hatte“.<sup>21</sup> Gott ist für sie mehr und mehr zu einer lebendigen Wirklichkeit geworden, die sie zu einem großen Dienst zu befreien vermochte, auch wenn sie von den Skrupeln und einem übertriebenen Bewusstsein ihrer Armseligkeit nie ganz losgekommen ist.

#### 4. Die Gründung der Barmherzigen Schwestern

Die Gründung von Luise von Marillac und Vinzenz von Paul war etwas völlig Neues: eine Spiritualität des Dienstes inmitten der Welt, gelebt in Gemeinschaften und in Teams. Sie erlebten die traditionellen klösterlichen Strukturen für ihre Gemeinschaftsziele als gänzlich ungeeignet. Sie wollten als Ordensfrauen nicht im Kloster, sondern bei den Armen und bei den mit allen Nöten kämpfenden Menschen, mitten in den Straßen der Städte leben und an den Frontstellen helfen. Dort orientierten sich die „Töchter der christlichen Liebe“ in ihrem Dienst, einerseits an den Menschen, andererseits an Jesus. So betete sie: „Wie du will ich alle, denen ich begegne, innig lieben und hochachten, will ich den Notleidenden gegenüber freundlich und mildtätig sein.“<sup>22</sup> So konnte Vinzenz von Paul ihr Ordenscharisma, wie es in den Konstitutionen den Niederschlag fand, griffig so formulieren:

„Ihr habt als Kloster die Häuser der Kranken,  
als Zelle eine Mietwohnung,  
als Kapelle die Pfarrkirche,  
als Klostergänge die Straßen der Stadt und die Säle der Spitäler,  
als Klausur den Gehorsam,

<sup>21</sup> Hl. Luise, Geistliche Schriften, A 29, zit. nach *Martinez*, Spiritualität (wie Anm. 18), S. 230.

<sup>22</sup> Zit. nach *Thorver*, Luise von Marillac (wie Anm. 18), S. 2.

als Gitter die Furcht Gottes,  
als Schleier die Bescheidenheit...“<sup>23</sup>

Zeichen für die missionarische Spiritualität der „Töchter der christlichen Liebe“ sind Demut, Einfachheit und solidarische Liebe zu den Armen und Leidenden.<sup>24</sup>

*Zusammenfassung:* An dieser großen Heiligen können auch wir heute lernen, dass Arbeiterinnen und Arbeiter im Weinberg des Herrn nicht perfekte Menschen sein müssen, sondern dass sie mit der Hilfe und Gnade Gottes mitunter einen mühsamen Formungsweg zu gehen haben, bis sie in die authentische Gestalt hineinfinden, in der sie für das Heil der Menschen einen großen Dienst leisten können. Auf diesem Reifungsweg finden in ihrem Leben alle Charakterzüge und Begabungen ihren Platz und ihren Sinn: Ihre religiös-mystische Offenheit für Gott und ihre harten Kindheits- und Jugenderfahrungen, ihre skrupelhafte Genauigkeit und ihre Freiheit im realitätsbezogenen Einsatz, ihr zweifelndes Ringen um ein tiefes Gottvertrauen<sup>25</sup> und ihr mutiger Einsatz. „Sie macht durch ihr Leben deutlich, dass wir „Heilige“ werden können, nicht nur trotz unserer Grenzen und Ängste, sondern in ihnen und vielleicht gerade durch sie.“<sup>26</sup>

### e) Charles de Foucauld und die Kleinen Schwestern und Brüder

#### 1. Leben und geschichtlicher Hintergrund

Charles-Eugène de Foucauld, geboren am 15. September 1858 in Straßburg, erschossen in Tamarasset in der algerischen Sahara am 1. Dezember 1916, hat unmittelbar keine Ordensgemeinschaft ins Leben gerufen. Trotzdem gehört er zu den Ordensgründern. Eine Reihe von Orden und religiösen Gemeinschaften gehen auf ihn zurück und betrachten ihn als ihren geistlichen Vater. Seine Spiritualität übt einen großen Einfluss auf weite Kreise von Laien, Ordensleuten und Priestern aus, die in der Welt von heute das Evangelium leben. Denn „auf seinem geistlichen Lebensweg entdeckt Bruder Karl, ...nach und nach auf originelle Weise, wie christliche

<sup>23</sup> Coste, Saint Vincent de Paul (wie Anm. 18), S. 75. Zit. nach: Richartz, Alfonsa Magdalena, Eine ungewöhnliche Mutter, Luise von Marillac, Leutersdorf 1988, S. 75.

<sup>24</sup> Luise, Geistliche Schriften, A 78.

<sup>25</sup> Der paulinischen Haltung gemäß: „Meine Gnade genügt dir, denn sie erweist ihre Kraft in der Schwachheit“ (2 Kor 12,9).

<sup>26</sup> Thorer, Luise Marillac (wie Anm. 18), S. 3.

Existenz und christliches Zeugnis in einer vom Unglauben bestimmten Welt verwirklicht werden können“.<sup>27</sup>

Die geistige Atmosphäre des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts in Frankreich war weithin kirchenfeindlich, mit den von der Französischen Revolution herkommenden humanistischen Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Andererseits gab es eine massive Tendenz zur Restauration des „Ancien Régime“ unter Einschluss der traditionellen religiösen Werte Frankreichs. Sie realisiert sich in der Rückkehr zu alten Orden und zur alten Liturgie wie auch in der innigen Pflege vorrevolutionärer Frömmigkeitsformen (Herz-Jesu-Verehrung; eucharistische Frömmigkeit; Spiritualität der so genannten „*école française*“) und nachrevolutionärer Akzentuierungen der Marienverehrung auf Grund der Erscheinungen in Lourdes und Fatima. Gesellschaftlich verlor die Kirche den Kontakt nicht nur zu den Arbeitern, sondern auch zu den Bauern. Frankreich wurde immer „weltlicher“, glaubensloser und entkirchlichter, während die Kirche mehr und mehr eine gesellschaftliche Minderheit und eine religiöse Sonderwelt darstellte. Es stellte sich (nicht nur im Frankreich des beginnenden 20. Jahrhunderts!) immer mehr die existenzielle Frage für die Kirche, wie denn Glaube und Kirche überhaupt noch die Menschen erreichen konnten. Das war das geistige Klima, in dem Charles de Foucauld aufwuchs und in dem sich seine Spiritualität und sein Lebensmodell entwickelten.

Der Kirchenhistoriker Klaus *Schatz* SJ sagt in einer (unveröffentlichten) Vorlesung über den Neuanatz durch Charles de Foucauld: „Ein (Neuanatz) ist in der Geschichte eigentlich nur fünfmal entwickelt worden: im anachoretischen Mönchtum seit Antonius, bei den klassischen Schöpfern koinobitisch-monastischen Lebens von Pachomius bis Benedikt, in den Bettelorden des 13. Jahrhunderts, bei Ignatius von Loyola und dann erst wieder hier. Alles andere sind im Grunde Variationen oder auch Kombinationen dieser fünf bisherigen Grundgestalten.“<sup>28</sup>

Charles de Foucauld hatte ein bewegtes Leben hinter sich, als er sich entschloss, Priester zu werden. Er wurde für das Militär ausgebildet, aber „in Unehren entlassen“, kehrte zurück und änderte unter dem Eindruck der Gefahren und Herausforderungen, aber auch unter dem Eindruck der Begegnung mit der schlichten Wüstenfrömmigkeit der Muslime in der algerischen Wüste sein Leben radikal. Er wurde Trappist, studierte Theologie in Rom, verließ den Orden, um in Nazareth als Dienstbote bei den

<sup>27</sup> *Greshake*, Gisbert, Charles de Foucauld, in: *Weismayer*, Josef (Hrsg.), *Mönchsväter* (wie Anm. 12), S. 365–383, hier S. 365.

<sup>28</sup> *Schatz*, Klaus, *Geschichte des Ordenslebens*. Vorlesung von WS 85/86, S. 208.

Klarissen in Stille und Zurückgezogenheit zu leben. Bei der Vorbereitung auf die Priesterweihe aber veränderte er die Richtung seines Ideals, die Armut von Nazareth zu leben, und zog in die algerische Wüste, um Christus durch ein schlichtes Leben vor den Wüstenstämmen zu verkünden. „Allen Gutes tun“, das war sein Lebensprogramm. So begegnete er in voller Lebenswürdigkeit und grenzenloser Hilfsbereitschaft den Menschen, französischen Soldaten ebenso wie den Muslimen.

Durch tragische Umstände kam er ums Leben. Er wurde am 1. Dezember 1916 erschossen.

## 2. Seine religiöse Entwicklung

Bei Charles de Foucauld sehen wir eine dreifache Entwicklung:

1. Die erste Entwicklung zeigte sich in einer immer tieferen und leidenschaftlicheren Liebe zum menschengewordenen und im Verborgenen lebenden Herrn in Nazareth. Dies ging einher mit einer starken und unauslöschlichen „Liebe zum letzten Platz“.

2. In der späteren Epoche (Ende der Nazarethzeit und am Anfang in Nordafrika) trat der Wandel des Nazareth-Ideals hervor: weg vom ausschließlichen Vorrang des rein Kontemplativen hin zu einer Vermittlung von Gebet und praktischem Engagement. Der Ansatzpunkt für das apostolische Tun bildete einerseits die Betrachtung des liebenden Herrn, andererseits die Erfahrung der Hilfsbedürftigkeit der wirklich Armen. Von den Armen ließ sich Bruder Charles Maß und Art der Hilfe vorgeben. In ihnen begegnete ihm Christus, dem er in vollendeter und ausschließlicher Liebe zu dienen wünschte.

3. Gegen Ende seines Lebens unter den Tuareg trat der Gedanke der Laien in den Vordergrund. „Sie sollen eine wichtige Stütze für die Missionare bilden; denn sie sollen durch ihr Beispiel, ihre Kontaktfreudigkeit den Ungläubigen den christlichen Glauben anziehend machen.“<sup>29</sup> Die Laien sollen „durch ihr Beispiel eine lebendige Predigt sein: Der Unterschied zwischen ihrem Leben und dem der Nichtchristen muss Aufsehen erregen, wie es der Wahrheit entspricht. Sie sollen ein lebendiges Evangelium sein: die Menschen, die Jesus fern sind, vor allen Dingen die Ungläubigen, sollen ohne Bücher und ohne Worte durch den Anblick ihres Lebens das Evangelium kennen lernen.“<sup>30</sup>

<sup>29</sup> Brief an Abbé Caron vom 11. 3. 1909.

<sup>30</sup> Le directoire de l'Union des Frères et Soeurs de Sacré Coeur, in: *Foucauld*, Charles de, *Oeuvres Spirituelles*. Anthologie, ed. par. D. Barrat, Paris 1959, S. 490.

Gerade an dieser Idee des Einsatzes der Laien sehen wir sein tiefstes Sehnen und Wollen: in betender und kontemplativer Existenz unter Menschen zu leben und das Geheimnis des Mensch gewordenen erlösenden Gottessohnes präsent werden zu lassen. Stellvertretend wollte er für die Menschen Christus darstellen und stellvertretend vor Gott die Menschen präsent halten: gleichsam die Welt in die Mitte seines Gebetes und damit in die Mitte Gottes und Gott in die Mitte seiner Welt vor den Menschen, den Gläubigen und Ungläubigen hineinhalten.

*Zusammenfassung:* Er selbst entwickelte kein Verkündigungsprogramm, sondern sein Leben *ist* seine Verkündigung. Hier berührt sich Charles de Foucauld eng mit Franziskus, aber auch mit den großen Gestalten der Kontemplation. Seine Leben will die lebendige Bibel sein. Aber die Gedanken, die ihn umgetrieben haben, gleichsam die Theorie für seinen Lebensentwurf, hat er in zahllosen Briefen und Reflexionen niedergeschrieben.

Christologie und Soteriologie: eines erfließt aus dem anderen. Die Kontemplation des Geheimnisses des Erlösers war für Charles der Führer nach Nazareth in Palästina und ins Nazareth der Wüste. Das Geheimnis Christi führte ihn zur Liebe der Schwestern und Brüder, zu den bedürftigen, kranken, und andersgläubigen Menschen. Wie Jesus wusste er sich zu ihnen gesandt, nicht zu Gerechten und Bekehrten.

Dieses schweigende und doch beredte Apostolat macht sein Leben zu einem neuen, kreativen und faszinierenden Nachfolgemodell für unsere Zeit.

## *f) Hildegard Burjan – Spirituelle Gestalt und Sendung*

Hildegard Burjan war eine Frau, die im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts in der sozialen und politischen Situation in Österreich mit ihrer Gemeinschaft, der Caritas Socialis, viel bewegt hat. „Die Caritas Socialis wurde mit wohlausgebildeten, religiös vertieften Mitarbeiterinnen in den Tagen sozialer Not ins Leben gerufen.“<sup>31</sup> Die Niederschriften der Vorträge von Hildegard Burjan, die sie im Rahmen des Caritasjahres 1924/25<sup>32</sup> zur

<sup>31</sup> *Kronthaler*, Michaela, Die Frauenfrage als treibende Kraft. Hildegard Burjans innovative Rolle im Sozialkatholizismus und Politischen Katholizismus vom Ende der Monarchie bis zur „Selbstausschaltung“ des Parlamentes, Graz 1995, S. 285 (im Folgenden „Kronthaler“).

<sup>32</sup> *Burjan*, Hildegard, Caritasjahr 1924/25. Fragmentarische Niederschrift der Vorträge von Frau Dr. Hildegard Burjan, die sie im Rahmen des Caritasjahres 1924/25 zur Schulung der Schwestern und Mitglieder der Caritas Socialis hielt. Im Selbstverlag erschienen 1968 (im Folgenden zit. „Caritasjahr“).



Schulung der Schwestern und Mitglieder der Caritas Socialis gehalten hat, zeigen die spirituelle und theologische Tiefe dieser Frau.

In dieser kurzen Betrachtung möchten wir dem Zusammenhang ihrer Christusfrömmigkeit und ihrer religiös-politischen Sendung im Wien der damaligen Zeit nachspüren und sehen, aus welchen Wurzeln sie genährt ist.

### 1. Leben Hildegard Burjans (1883–1933)

Hildegard Burjan wurde am 30. Jänner 1883 in Görlitz (Preußisch-Schlesien) als zweite Tochter der jüdischen Familie Freund geboren. Sie wuchs im liberalen, toleranten Klima ihrer Familie auf und begann mit zwanzig Jahren in Zürich Philosophie zu studieren. Bildung war in ihrer Familie wichtig. Sie studierte zu einer Zeit, in der das für Frauen ungewöhnlich war. In Zürich lernte sie ihren späteren Mann, einen ebenfalls nichtglaubenden, aber suchenden Menschen jüdischer Abstammung aus Győr, Alexander Burjan, kennen. Beide heirateten 1907. Sie lebten zuerst in Berlin, wo ihr Mann eine Arbeitsstelle bei AEG fand. 1908 wurde sie wegen einer schweren Nierenerkrankung in das katholische St. Hedwigs-Krankenhaus eingeliefert. Nach mehreren Operationen war Heilung nicht in Sicht, ja sie war von den Ärzten schon aufgegeben. Von den Barmherzigen Schwestern des hl. Karl Borromäus, den Borromäerinnen, wurde sie in hingebungsvoller Weise gepflegt. Sie genas auf wunderbare Weise. Die selbstlose Liebe der Schwestern mag auf sie einen tiefen Eindruck gemacht haben und mit ein Grund für ihren bereits 1909 erfolgten Übertritt zum katholischen Glauben gewesen sein. Auch ihr Mann, Alexander Burjan, trat ein Jahr später der Katholischen Kirche bei. 1909 übersiedelte das junge Ehepaar nach Wien, wo Alexander Burjan eine leitende Stelle bei der Österreichischen Telephonfabrik erhielt. Sie suchten bewusst ein katholisches Lebensmilieu. 1910 gebar Hildegard in einer schwierigen Geburt ihre einzige Tochter Lisa.

Das soziale Anliegen war ihr schon in die Wiege mitgegeben und kennzeichnet ihren ganzen Lebensweg. Norbert *Leser* charakterisierte die Wachheit ihres Geistes für die Leiden und Nöte ihrer Zeit mit „Genialität des Herzens“.<sup>33</sup> Bereits 1910 begann sie das soziale Engagement mit der Organisation von Hilfen für die Heimarbeiterinnen. 1912 gründete sie den „Verein der christlichen Heimarbeiterinnen“, der sich für die menschlich-

<sup>33</sup> *Leser*, Norbert, Sie besaß die Genialität des Herzens. In: *Schödl*, Ingeborg (Hg.), *Hoffnung hat einen Namen*, Innsbruck 1995, S. 85 ff.

soziale, rechtliche Besserstellung, für gerechtere Entlohnung, für Wöchenerinnenschutz und Rechtsschutz der armen Arbeiterinnen einsetzte. Während des Ersten Weltkrieges startete sie zahlreiche Hilfsprojekte für verarmte und schutzlose Familien. 1918 zog sie als Stellvertreterin des Obmannes der Christlichsozialen Partei, Leopold Kunschak, in den Wiener Gemeinderat und 1919 als erste Christlichsoziale Abgeordnete in das Parlament der Ersten Republik ein.<sup>34</sup> In dieses Jahr fällt auch die Gründung der Schwesterngemeinschaft *Caritas Socialis* (CS). Aber bereits 1920 schied sie aus dem Parlament wieder aus<sup>35</sup> und widmete sich ganz dem Aufbau und der Leitung der von ihr gegründeten Gemeinschaft. Am 11. Juni 1933 verstarb Hildegard Burjan 50-jährig.

## 2. Geistliche Wurzeln

In der begüterten liberalen jüdischen Familie Freund war das Wort „Gott“ unbekannt.<sup>36</sup> Trotzdem mag die junge Jüdin das Gespür für die Gerechtigkeit, die im Glauben an den Bundesgott wurzelte, der um des Menschen Wohl und Wehe weiß („Ich habe das Elend meines Volkes gesehen und das Schreien der Menschen gehört“, *Ex* 3,7), tief in sich getragen haben. Hier mag auch die Wurzel ihrer selbstverständlichen Solidarität mit den Armen und Benachteiligten und ihres Sinnes für Gerechtigkeit und Freiheit zu suchen sein. Während des Studiums in Zürich wurden bei ihr zahlreiche Fragen über Gott und über den Sinn des Lebens angestoßen. Sie spürte zunehmend, dass sie mit ihrem Intellekt ihre eigentlichen Fragen nicht lösen konnte. In der Zeit ihrer Krankheit in Berlin 1909, beim Anblick des hingebungsvollen Dienstes der Borromäerinnen, war es wohl nur mehr ein kleiner Schritt, sich der Erfahrung der persönlichen Begegnung mit ihrem Gott zu öffnen. So fand sie der Jesuit P. *Rauterkus* SJ, der sie in den katholischen Glauben einführen wollte, für die Taufe intellektuell und

<sup>34</sup> Vgl. *Schödl*, Ingeborg, Hildegard Burjan, Frau zwischen Politik und Kirche. Wiener Dom-Verlag 2008. S. 85 ff.; Michaela Kronthaler widmet ihre gründliche Arbeit diesem Thema (vgl. Anm. 31).

<sup>35</sup> Die Gründe für dieses Ausscheiden aus dem Nationalrat nach einjähriger Tätigkeit sind wohl vor allem ihre Priorität für den Aufbau ihrer Gemeinschaft, der *Caritas Socialis*, und Überlastung, wohl aber auch der überall, besonders aber in katholischen Kreisen spürbare Antisemitismus. Vgl. *Kronthaler*, Die Frauenfrage (wie Anm. 31), S. 251 ff.; *Schödl*, Hildegard Burjan (wie Anm. 34), S.105 ff.

<sup>36</sup> *Greshake*, Gisbert, Spiritualität heute. Hgg. im Eigenverlag der *Caritas Socialis*, Wien 2003, S.13 ff.; *Derselbe*, Selig die nach der Gerechtigkeit dürsten. Hildegard Burjan, Leben, Werk, Spiritualität, Innsbruck 2008, S. 26.

spirituell bestens vorbereitet vor. Diese empfing sie am 11. August 1909. Ab jetzt war für Hildegard die Welt die Welt des Gottes, der ihr in ihrer Krankheit neues Leben geschenkt hatte, wie Gisbert *Greshake* sagt.<sup>37</sup> Vier Tage vor der Entbindung ihrer Tochter am 23. August 1910 trat auch ihr Mann Alexander Burjan der katholischen Kirche bei und wurde in der Kapelle des Jesuitenkollegs von Kalksburg getauft. Der Glaube war für Hildegard reines Gnadengeschenk. Sie bekennt: „Aus uns (können wir) gar nichts machen ohne die Gnade.“<sup>38</sup> In einem Brief schreibt sie: „Auf die Schulweisheit kommt es nur sehr wenig an, sondern einzig auf den Grad der Verbundenheit mit dem lieben Heiland. In ihm vermögen wir ja alles und ohne ihn sind wir alle ganz bettelarm.“<sup>39</sup> In Gott hat sie nun ihr festes Fundament gefunden, auf das sie angesichts persönlicher Grenzen und angesichts des unglaublichen Elends, dem sie begegnete, baute.

### 3. Ihre Begegnung mit der gesellschaftlichen und sozialen Situation in Wien

Gerade durch ihre Mitgliedschaft und ihr Engagement in der noch jungen katholischen Frauenorganisation begegnete Hildegard Burjan in Wien vielem offenem und verborgenem Elend. In den riesigen Miets- häusern lebten in Ein-Zimmer-Küche-Wohnungen bis zu sechs Erwachsene, die „Bettgeher“<sup>40</sup> waren der Normalfall. Die Betroffenheit über die schamlose Ausbeutung und Rechtlosigkeit der Frauen, die Kinderarbeit, die wachsende Armut, die „Arbeitslosigkeit und schlechte Entlohnung der Fabrik- und Heimarbeiterinnen bewog sie, durch Beschaffung von Arbeit und sonstige Hilfs- und Fürsorgemaßnahmen dem Arbeiterinnenstand beizustehen und Strukturreformen“<sup>41</sup> in Angriff zu nehmen. Sie und ihre Gemeinschaft kümmerten sich nicht nur um junge Arbeitslose, sondern auch um sittlich gefährdete, junge Frauen mit venerischen Erkrankungen, sie betreuten die Mädchen und Jungen der Polizeijugendheime, belebten die Bahnhofmission. Für sie galt: sich „nicht begnügen an der einzelnen Hilfeleistung, sondern neue Mittel und Methoden der Hilfe (zu) finden.

<sup>37</sup> *Greshake*, Spiritualität heute (wie Anm. 36), S. 18.

<sup>38</sup> Caritasjahr, Randnr. 72.

<sup>39</sup> *Burjan*, Briefe 47, zit. nach *Greshake*, Spiritualität heute (wie Anm. 36), S. 18.

<sup>40</sup> Um sich die Miete leichter zu finanzieren, wurden in vielen Familien die Betten der Wohnung untertags für Nachtschichtarbeiter vermietet. Zur sozialen Situation in Wien vgl. *Schödl*, Hildegard Burjan (wie Anm. 34), S. 34.

<sup>41</sup> *Kronthaler*, Frauenfrage (wie Anm. 31), S. 30.

Von der momentanen Fürsorge müssen wir zurückgehen auf die Wurzel des Übels.“<sup>42</sup>

#### 4. Religiös-politische Sendung

Das gesellschaftspolitische und caritative Engagement hing für Hildegard Burjan unmittelbar mit ihrem Glauben zusammen.<sup>43</sup> Ihr Leben spielte sich „zwischen Politik und Kirche“<sup>44</sup> ab. Die soziale und politische Situation im Wien der Nachkriegszeit und der Ersten Republik gab ihr in ihrem tiefen sozialen Verantwortungsbewusstsein den Impuls zu handeln: Sie arbeitete mit aller Kraft zur Hebung der politischen Stellung der Frauen, der Heimarbeiterinnen im Besonderen, arbeitete an der Gründung des Vereins christlicher Heimarbeiterinnen, forderte und förderte aktiv die katholische Frauenbewegung. Den Höhepunkt ihres politischen Engagements erreichte sie 1918 mit dem Einzug in den Wiener Gemeinderat für die christlich-soziale Partei und 1919 im Einzug als erste Frau in den Nationalrat für die Christlichsozialen unter Prälat Dr. Ignaz *Seipel*. Sie war eine politisch denkende und handelnde Frau, der es um die Veränderung der Ursachen des Elends, um Verbesserung der Verhältnisse und nicht um punktuelle Hilfen ging. Dafür setzte sie alle Mittel und besonders ihre Position und ihre hohe Bildung ein.<sup>45</sup> Die Grundinspiration aber entnahm sie dem Glauben. In der berühmten Rede über Kinderelend und Heimarbeit am 16. April 1914 sagte sie: „Die Forderung, die wir katholische Frauen hier für schutzlose Kinder stellen, sind so elementare, so selbstverständliche, dass wir sie noch nicht „christlich“ nennen können ... Der göttliche Kinderfreund aber hat dieses Verantwortlichkeitsgefühl vertieft, für uns bedeutet die Mitarbeit überdies eine religiöse Forderung. Prägen wir uns also das Bild dieser beklagenswerten, hilflosen Geschöpfe tief in die Seele ein, wie in unserem Jahrhundert der Humanitätsduselei Tausende von kleinsten Kindern in ihrem Räumen viel trauriger als das Vieh in Schmutz

<sup>42</sup> Caritasjahr, Randnr. 42.

<sup>43</sup> Vgl. *Greshake*, Gerechtigkeit (wie Anm. 36), S. 19–39 und 65 ff.

<sup>44</sup> So lautet der Titel des Buches von Ingeborg Schödl (siehe Anm. 34).

<sup>45</sup> Die Liste der Aktionen, Anträge und Vorschläge, die sie in der Zeit ihrer parlamentarischen Tätigkeit im Nationalrat einbrachte, ist erstaunlich: zu Mutter- und Säuglingsschutz, zur Errichtung von land- und hauswirtschaftlichen staatlichen Schulen, Hausgehilfengesetz, zur Regelung der Dienst- und Besoldungsverhältnisse der Postoffiziantinnen, zur Schaffung weiblicher Referentenstellen im Staatsamt für Inneres und Unterricht, Resolution betreffend des Verbotes der gewerblichen Nacharbeit von Frauen und Jugendlichen u. a. Siehe *Kronthaler*, Frauenfrage (wie Anm. 31), S. 169 ff.

und Elend verkommen, mit hungerndem Magen die zarten Händchen Tag und Nacht bewegen, mit Schlägen zur Arbeit angetrieben werden ... Ich denke, wer dieses Bild einmal tief in sein Herz aufgenommen, den Jammer miterlebt hat, der kann nicht mehr Ruhe finden, bis er zur Abhilfe etwas beigetragen.“<sup>46</sup> Politisch geht es ihr besonders auch um die Durchsetzung fundamentaler Frauenrechte.<sup>47</sup> Burjan skizzierte in einem Artikel in der „Reichspost“ am 20. Februar 1919 ihr politisches Programm: „Durch eigene Leiden und Mitleid sind die Frauen wissend geworden und glühen danach, dieses ‚Wissen‘ nicht nur für sich behalten zu müssen, sondern für die Notleidenden, für alle Armen, Sorgenvollen, Bedrängten, Kranken und Verzweifelten verwerten zu können. Nicht die eigentliche Politik ist es, die wir Frauen in der öffentlichen Betätigung suchen ..., sondern das weite Gebiet der sozialen Fürsorge, die Vertretung der Fraueninteressen, der Erziehung und des wirtschaftlichen Aufbaues ...“<sup>48</sup> Dr. Ignaz Seipel bezeichnete sie als „Genie im Entdecken von Not und der Entwicklung von Abhilfemaßnahmen“.<sup>49</sup>

##### 5. „Deus providebit“: die Gründung der Caritas Socialis

Der Gründung der Caritas Socialis ging die Erfahrung der ungeheuren Not im damaligen Wien voraus. Nach der Gründung des „Vereins Soziale Hilfe“ (1915) wuchs in ihr die Überzeugung, dass nur durch eine dauerhafte und verbindliche Gemeinschaft aus einem religiösen Geist dem Elend wirksam begegnet werden kann. Ihre Mitglieder sollten ganz nahe bei den Menschen der Großstadt, die sich von der Kirche abgewandt haben, leben. Sie sollen vom Geist des Evangeliums, der Liebe und der Hingabe durchdrungen sein.<sup>50</sup> Die Sozialarbeit bildet das ausdrückliche Ziel der neuen Gemeinschaft. „Die katholische Kirche hat im Laufe der Jahrhunderte die verschiedenartigsten Blüten hervorgebracht. In allen Zeiten der Not sandte ihr Gott Menschen, die, erfüllt vom Heiligen Geist, durch Wort, Schrift und Ordensgründungen zu Stützen der Kirche wurden. Vielleicht darf auch unsere Caritas Socialis im modernen Heidentum die Aufgabe erfüllen, eine unscheinbare Blüte am Stamm der Kirche zu sein.“<sup>51</sup> Sie wollte nicht nur

<sup>46</sup> *Burjan*, Hildegard, Reden und Schriften. Selbstverlag der Caritas Socialis, I. Teil, S. 106.

<sup>47</sup> Vgl. *Schödl*, Hildegard Burjan (wie Anm. 34), S. 85 ff.

<sup>48</sup> Zit. nach *Schödl*, Hildegard Burjan (wie Anm. 34), S. 94.

<sup>49</sup> Zit. nach *Greshake*, Gerechtigkeit (wie Anm. 36), S. 73.

<sup>50</sup> Vgl. zum ganzen Kapitel: *Greshake*, Gerechtigkeit (wie Anm. 36), S. 41 ff.

<sup>51</sup> Zit. nach: *Greshake*, Gerechtigkeit (wie Anm. 36), S. 43.

eine Art loser Vereinigung sozial interessierter Menschen, wie ihr das Dr. Ignaz Seipel vorschlug, sondern eine Gemeinschaft, die beweglich ist und die sich auch bewegen ließ, eine Schwesterngemeinschaft, die „ähnlich wie Klosterfrauen, aber in der Welt draußen das tun können, was andere nicht, eingeengt durch die Klausur, tun können“.<sup>52</sup> 1918 gründete sie mit Dr. Ignaz Seipel den Verein „Caritas Socialis“, aus dem die Gemeinschaft von Schwestern, mit einer festen Ordnung und ganzheitlichem sozialen Engagement, erwuchs. Um diese Gemeinschaft herum entwickelten sich „weitere Kreise“ von Frauen, Freunden, Mitarbeiterinnen und Helferinnen. Eine solche Gemeinschaft war etwas Neues in der Kirche. Das spürte sie, wenn sie sagte: „Caritas Socialis ist noch etwas Werdendes, nichts Abgeschlossenes.“<sup>53</sup> Am 4. Oktober 1919 weihten sich 32 Frauen der Caritas Socialis diesem großen Anliegen. Zehn Frauen bilden einen „Internen Schwesternkreis“. Hildegard war überzeugt, dass es für diese schwierige Arbeit nicht nur äußeren Zusammenschluss und viel Organisation braucht, sondern mehr noch einen inneren Halt und eine persönliche Gottverbundenheit als tragendes Fundament für die soziale Arbeit. Sie schrieb: „Die Caritas Socialis braucht Menschen, die den Gedanken in der tiefsten Seele erfassen, denen die Caritas Socialis wirklich Lebensprogramm wird und die mit dem ganzen Herzen bei der Sache sind, die überzeugt sind, es ist etwas, was der liebe Gott gerade für sie bestimmt hat und wo er sie haben will ...“<sup>54</sup>

Bei der Gründung der Gemeinschaft ging sie mit Klugheit und Methode voran und entschied die einzelnen Fragepunkte Schritt für Schritt:

(1) Der Name der Gemeinschaft: Ursprünglich nannten sie sich „Franziskusschwestern“ (unter dem Einfluss von Dr. Ignaz Seipel). Es gab immer wieder andere und neue Vorschläge.<sup>55</sup> Aber sie kam zur Überzeugung: „Er (Gott) stellt uns nicht zufällig mit unseren äußeren Verhältnissen zusammen, spricht nicht zufällig mit unseren Herzen, legt nicht zufällig den Zug zu dieser Arbeit (in unsere Gemeinschaft) hinein.“<sup>56</sup> Die äußere Not und dieser Zug in der Gemeinschaft sind für sie ein Imperativ von Gott her und geben die Richtung des weiteren Weges. So wurde ihr immer klarer,

<sup>52</sup> *Schödl*, Hildegard Burjan (wie Anm. 34), S. 131.

<sup>53</sup> Caritasjahr, Randnr.6.

<sup>54</sup> Caritasjahr, Randnr.2.

<sup>55</sup> Scherzhaft meinte Dr. Ignaz Seipel, man solle doch in die Satzungen aufnehmen, dass nur alle 14 Tage der Name geändert werden dürfe. Vgl. *Schödl*, Hildegard Burjan (wie Anm. 34), S. 138.

<sup>56</sup> Caritasjahr, Randnr. 39.

der Name der Gemeinschaft solle sich am Programm ihres Lebens orientieren: Caritas Socialis (CS).

2. Wie soll die Gemeinschaft aussehen? „... Wir müssen kluge soziale Arbeit leisten neben der von Herzensbegeisterung getragenen. Wenn diese Merkmale unserer Arbeit uns wirklich in Fleisch und Blut übergehen, dann sind sie gemeinschaftsbildend, denn dann sind sie Merkmale der Caritas-schwestern. Das sagt ja unser Name „soziale Liebe“, die sich nicht auf den Einzelfall, sondern auf alles bezieht.“<sup>57</sup>

3. Wie soll die Gemeinschaft arbeiten? „Ist unsere Arbeit sozial im Gegensatz zu rein caritativ, so ist der Inhalt für unsere Familie beschaffen. Wir müssen bei allem Wert der Einzel- und Kleinarbeit das Große und Ganze im Auge behalten. Nicht begnügen an der einzelnen ... Hilfeleistung, sondern neue Mittel und Methoden der Hilfe finden. Von der momentanen Fürsorge müssen wir zurückgehen auf die Wurzel des Übels ... Den Zusammenhang mit unseren übrigen modernen Übelständen müssen wir erfüllen, feinhörig schauen.“<sup>58</sup> So dachte die erfahrene Politikerin, die scharf und klar analysierte und sah, dass die Probleme in einem Zusammenhang stehen und veränderbare Ursachen haben. Dies, so betonte sie immer wieder, muss die CS sehen lernen, daraufhin sind die Schwestern auszubilden, um fähig zu sein, die Übel von ihren Wurzeln her zu bekämpfen. So setzten sich die Mitglieder der CS in der Gefährdetenfürsorge, in Heimen für schwererziehbare Mädchen, im Polizeijugendheim für Burschen und für aufgegriffene Prostituierte ein. Sie waren an den Schmerzpunkten der damaligen Gesellschaft aktiv.

4. Kriterium für die Aufnahme von Schwestern<sup>59</sup> und ihre Ausbildung<sup>60</sup>: „Wir brauchen Menschen, die sich nicht abschließen wollen von den Gefahren des Lebens, die diese selbst bekämpfen wollen, die beten und nach innigster Vereinigung mit Gott streben, die bestimmt wissen, dass alles Werk Schall und Rauch ist, wenn es nicht wahrhaft vom Heiligen Geist geführt ... ist.“<sup>61</sup> Eines der wichtigsten Kriterien, warum sie sich an

<sup>57</sup> Caritasjahr, Randnr. 73.

<sup>58</sup> Caritasjahr, Randnr. 43.

<sup>59</sup> „Bei der Auswahl vorsichtig sein. Das bezieht sich auf Menschen und die Art ihres ganzen Strebens. Ich bin sehr dagegen, Menschen aufzunehmen, die sehr kompliziert oder hysterisch sind. Es wird ja mit dem Begriff sehr viel Unfug getrieben, aber es gibt schon so etwas Gewisses, sich immerfort um die eigene Achse zu drehen und aus allem etwas Bedeutungs-volles zu machen.“ Caritasjahr, Randnr. 81; vgl. 24; 26.

<sup>60</sup> Caritasjahr, Randnr. 24.

<sup>61</sup> Caritasjahr, Randnr. 41.



einem bestimmten Ort einsetzen wollte und anderswo nicht, lautete: „weil diese Arbeit sonst niemand tut und tun will.“<sup>62</sup>

Aus ihrer Grundkonzeption über die Gemeinschaft reflektierte sie alle anderen Einzelheiten wie etwa die Kleiderfrage, die Art der Anrede der Schwestern untereinander, die Frage nach gesetzlichen und vertraglichen Bestimmungen<sup>63</sup> u. a. Alle Regelungen stellte sie auf die Grundlage des Vertrauens, dass Gott die Gemeinschaft führt und dass daher Fragen auch offen bleiben können.<sup>64</sup> Ihre Lehrmeisterin ist die Wirklichkeit. Aus ihr erahnte sie den Willen Gottes für ihre Gemeinschaft. Sie entschied je nachdem, ob eine Variante (Kleidung etc.) „Ausdruck des inneren Wesens“ und damit Ausdruck „eines besseren, segensreicheren (Komparativ!) Wirkens“ ist.<sup>65</sup> So schrieb sie: „... Aus der Not an Menschen in Hütteldorf habe ich erkannt, wie notwendig es ist, aus übernatürlichen Gründen arbeitende, aber auch sozial geschulte, lebenswarme und nicht lebensfremde Menschen zu finden.“<sup>66</sup>

Diese Frau war bewegt von großem politischem Mut, von Können, Fantasie und einem tiefen Gottvertrauen. Ihr Wahlspruch lautete: „*Deus providebit.*“

## 6. Grundhaltungen Hildegard Burjans

In den Schriften und Reden von Hildegard Burjan finden sich oft Ausdrücke wie „selbstlos sein“, „nicht auf sich selbst schauen“, „von sich losgeschält sein“. In der Gelübdeformel bat sie um „wahre Selbstentäußerung“. Diese uns oft hart anmutenden Ausdrücke aber waren für sie nichts anderes als die Kehrseite der Freiheit für den Willen Gottes. Ein Mensch, der wirklich auf Gott vertraut, kann sich selbst und alles, was ihn betrifft, ihm in die Hände legen. „Es fehlt uns nur an der genügenden Zahl von innerlich durchgebildeten, von sich selbst losgeschälten Schwestern und Mitgliedern ...“<sup>67</sup>

Hildegard Burjan sagte: „Nicht engherzig sein. Wo immer Arbeit vorhanden ist, ob in unserer engen katholischen Familie oder in anders

<sup>62</sup> Caritasjahr, Randnr. 26, 27.

<sup>63</sup> Caritasjahr, Randnr. 48; 69.

<sup>64</sup> Caritasjahr, Randnr. 53; 52: „Greifen wir aber in keinem Fall gerade in Bindungen der Entwicklung vor.“

<sup>65</sup> Caritasjahr, Randnr. 53.

<sup>66</sup> Caritasjahr, Randnr. 26.

<sup>67</sup> Caritasjahr, Randnr. 51.

gerichteten Organisationen ..., sollen wir aus tiefstem Herzen, mit klugem Verantwortlichkeitsgefühl, mit gotterfüllter Seele bereit sein zu jeder Arbeit im Großen und Kleinen, in Gemeinschaft oder als Einzelperson ... in Christus ... mit allen sich daraus ergebenden praktischen Konsequenzen. Dies sollen wir zum Leitmotiv und Leitstern machen.“<sup>68</sup> Aus dieser radikalen Freiheit heraus wurde sie fähig, in allem den Willen Gottes zu finden und so eine sensible Mitarbeiterin Gottes zu sein. Hildegard bezeichnete diese innere Freiheit als Fähigkeit, „Instrument in der Hand Gottes“<sup>69</sup> zu sein. Sie meinte damit einen Menschen, der ganz offen ist für den Willen Gottes im Einsatz für sein Reich zum Wohl des Menschen. Dafür brauche sie keine große Zahl von Mitgliedern, sondern nur solche, die innerlich durchgebildet und von sich losgeschält<sup>70</sup> sind.

„Die CS muss nicht ein großes Instrument sein, kann ein ganz kleines sein, aber wir müssen glauben, dass sie im Plan der göttlichen Vorsehung ihre Bedeutung und Bestimmung hat.“<sup>71</sup> Natürlich kann das nicht für alle in gleicher Weise gelten. Daher meinte sie, dass das Ausmaß der inneren Zugehörigkeit zur CS daran zu sehen ist, welche Opfer man in ihr zu bringen bereit ist.<sup>72</sup>

*Zusammenfassung:* Ein Lebensprogramm, das die Menschen lehrt, ganz auf Gott zu vertrauen, ihm die ganze Sorge um das eigene Leben anzuvertrauen oder sich gleichsam als Instrument in seine Hand zu geben, macht den Menschen fähig, Christus überall zu dienen und ihn in allem zu finden.

In einer Zeit und einem Ort größter sozialer Not, großer politischer Umwälzungen und mühsamer weltanschaulicher Umorientierung trat Hildegard Burjan auf und entwickelte ein neues, vom Glauben inspiriertes Gemeinschaftsmodell, durch das die Mitglieder fähig und flexibel auf die aktuelle Situation reagieren und den neuen Dimensionen des Elends begegnen konnten: nicht Einzelhilfe und Linderung der einzelnen Not, sondern zurückfragen zu ihren Ursachen und Veränderung ihrer Bedingungen. So war Hildegard Burjan als Christin und Gründerin der CS eine zutiefst fromme und politische, eine realitätsbezogene und mystische, eine hörende und in ihrer Planung durch und durch klare voranschreitende Frau.

<sup>68</sup> Caritasjahr, Randnr. 45.

<sup>69</sup> Caritasjahr, Randnr. 60.

<sup>70</sup> Caritasjahr, Randnr. 51.

<sup>71</sup> Caritasjahr, Randnr. 75.

<sup>72</sup> Caritasjahr, Randnr. 76.

Das Fundament ihrer Mission war Christus, ihre Adressaten die leidenden Menschen. Sie ging den Weg ihrer Sendung in der Gemeinschaft ihrer Schwestern. Aus der Christuserfahrung erwuchs die Leidenschaft, mit den Armen ihr Leben zu teilen und damit an ihrer Rettung mitzuhelfen.

#### 4. Abschluss

Vielleicht stehen wir vor einer dramatischen neuen Situation des Ordenslebens, die uns zu einer mehrfachen Offenheit herausfordert:

*Offenheit I:* Wahrscheinlich müssen wir sehr aufmerksam auf den Herrn blicken und uns aus der vom Zweiten Vatikanischen Konzil angesprochenen doppelten Quelle heraus erneuern: aus der langen und geduldigen Betrachtung des Lebens und Beispiels Jesu, aus der Versenkung in seinen Weg, den Weg des Mensch gewordenen Wortes, „um ihn je mehr kennenzulernen, ihn je mehr zu lieben und ihn nachzuahmen“.<sup>73</sup> Und aus dem Studium und der Betrachtung der Gründungscharismen. Diesen unglaublichen Schatz müssen wir wieder heben und sehr aufmerksam betrachten und fragen: Herr wohin führt uns deine Spur heute?

*Offenheit II:* Parallel zur ersten Offenheit und mit ihr vereint müssen wir auf unsere Welt blicken. In welche Welt geht der Herr heute hinein, um darin mit ihm sein Kreuz zu tragen? Hören wir die Klagen der Menschen, der Armen, derer, die keinen Sinn und keine Zukunft mehr sehen? Wir müssen mit dem Herrn den Blick hinwenden zur Welt, diese aufmerksam betrachten und uns fragen: Was will der Herr von uns heute? Wenn wir diese Frage vernachlässigen, übernehmen gewiss andere unser apostolisches und spirituelles Erbe.

*Offenheit III:* Jedes Ordensleben steht immer und heute mehr denn je in der Spannung zwischen Jenseitigkeit und Diesseitigkeit, zwischen Kontemplation und apostolischem Einsatz, zwischen Beharrung und Reform. Bei allem Reformwillen sollen wir die Herkunft nicht vergessen. Bei aller Liebe zur Herkunft und zu unseren eigenen Traditionen sollen wir immer beachten, dass alle historisch gewachsenen Formen Mittel sind, um ein Ziel zu verwirklichen. Die Mittel aber sind als solche immer vorläufig. Vielleicht gibt es für das uns vom Herrn gesteckte Ziel bessere, dienlichere Mittel?

<sup>73</sup> Ignatius von Loyola, Exerzitien, Nr. 104.

Dies herauszufinden braucht Abstand, gemeinsames Gebet und die gemeinsam zugelassene Frage: Herr, was willst du von uns heute? Um dies zu sehen und zu spüren, braucht es oft auch den Blick eines unvoreingenommenen Beobachters von außen. Diese Spannung zwischen den eben genannten Polen darf nie auf die eine oder andere Seite hin aufgelöst werden. Beide Pole müssen festgehalten werden: die jenseitige Ausrichtung, die Kontemplation, das Gebet, das Streben nach Heiligkeit einerseits und die Betrachtung der Welt, der Diesseitigkeit und die Frage nach dem Anruf Gottes aus der Welt andererseits. So wird langsam eine neue Gestalt einer Synthese und Harmonie wachsen, in der vertiefte Anbetung und Nähe zum Herrn und größere Nähe zu den Menschen und ihrer Erlösungsbedürftigkeit erfahren werden kann.



### P. Dr. Othmar Stary OSB

Geboren 1938 in Amsterdam; Ordenseintritt 1957 in die Benediktinerabtei Seckau; Studium der Theologie in Rom, Beuron und Graz; 1964 Priesterweihe; Lehramtsstudium für Klassische Philologie und Geschichte in Graz; Abschluss mit Doktorat; Unterricht am Abteigymnasium Seckau in den Fächern Religion, Latein, Geschichte von 1971–2002; Präfekt im Internat; von 1985–1998 an der Religionspädagogischen Akademie der Diözese Graz-Seckau Vorlesungen in Liturgie, Dogmatik und Moralthologie; zeitweise Novizenmeister und Zeremoniär in der Abtei; seit 1990 Pfarrer in St. Marein bei Knittelfeld; seit 2006 verantwortlich für die Quartalschrift „Seckau heute“. Verfasser von Büchern zur Liturgie (Fürbitten), Meditationen zu religiösen Kunstwerken in Seckau (Kreuzigungsgruppe und Engelkapelle) und Gurk (Fastentuch).

Anschrift: Abtei Seckau, 8732 Seckau.

## Verstehst du auch, was du liest?

Diese Frage kann jeder zwölfte Österreicher nicht mit Ja beantworten, denn es soll 300.000 Bewohnern unseres Staates nicht gelingen, den Sinn dessen wiederzugeben, was sie gerade gelesen haben. Hinzu kommen Menschen, denen nicht nur das Sinn erfassende Lesen unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, sondern denen die Fähigkeit, einen Text überhaupt zu entziffern, abhanden gekommen ist oder nie beigebracht wurde. Die von der UNESCO 2009 durchgeführte Befragung von Schülern lässt nichts Gutes vermuten. Denn schon vor ihrer Veröffentlichung mehren sich die Anzeichen für einen weiteren Rückgang der Lesefähigkeit unserer Kinder und Jugendlichen. Den Ursachen für dieses erschütternde Ergebnis wird man wohl nachspüren müssen, um eine unverzichtbare Wende einzuleiten.

Schon vor etwa 2000 Jahren richtete Philippus, ein Verkünder des Evangeliums, die erwähnte Frage nach dem Verständnis des Gelesenen an den Hofbeamten der Königin von Äthiopien, der auf seiner Heimfahrt von Jerusalem in einer Buchrolle einen Abschnitt aus Jesaja las. Der auf seinem Reisewagen sitzende Mann musste laut gelesen haben, sonst hätte ihn Philipus, der ihm auf seinem Weg entgegenkam, nicht verstehen können. Diese Praxis war Jahrhunderte lang üblich, bevor es zu der uns vertrauten Gewohnheit des unhörbaren Lesens kam. Auf die Frage des Philippus

antwortete der Hofbeamte mit einer Gegenfrage: „Wie könnte ich es, wenn mich niemand anleitet“ (*Apg* 8,31). Der weitere Verlauf dieser Begebenheit zeigt die beiden im Gespräch miteinander, das zu einer Deutung des Gelesenen führt. Auf dem Weg begegnen sich zwei Menschen, von denen der eine sich für das Wort des anderen öffnet, während beide sich mit demselben Text befassen. Was jemand von sich gegeben und in Form von Buchstaben festgehalten hat, weckt das Interesse des Lesenden und löst in ihm das Verlangen aus, zum Verständnis des Erfassten vorzudringen. Der Interpret leistet dabei eine wertvolle, geradezu unentbehrliche Hilfe und erweist sich dadurch als Vermittler zwischen dem Verfasser und dem Leser des Textes, wobei vorauszusetzen ist, dass er sich mit dessen Absicht vertraut gemacht hat. Im Verlauf dieses Dialoges kommen die wesentlichen Elemente des Lesens zum Vorschein. Wer seine Worte schriftlich festhält, möchte eine Mitteilung machen, Erkenntnisse und Erfahrungen weitergeben, die darauf ausgerichtet sind, Interesse zu wecken, Leser anzusprechen und einen Dialog zu eröffnen. Mit Hilfe des geschriebenen Textes sollen die dem Verfasser wichtig erscheinenden Gedanken einer Leserschaft vermittelt werden, die sich darauf einlässt. Was der einzelne Leser erfasst, auf sich einwirken lässt und sich aneignet, ist darauf angelegt, ein entsprechendes Echo hervorzurufen. Dies kann in der Zustimmung oder in der Ablehnung, in der Begeisterung oder im Widerspruch bestehen und zum Ausdruck kommen.

### **Was verstehen wir unter Lesen?**

Die Bezeichnungen, die in verschiedenen Sprachen verwendet werden, um den Vorgang des Lesens auszudrücken, sind für sein Verständnis sehr aufschlussreich und bedeutsam. In der altgriechischen Sprache finden sich zwei Vokabeln, die Beachtung verdienen. Das eine hat die Grundbedeutung „wiedererkennen“ (*anagignoskein*), das andere stellt das „Sammeln“, „Auflesen“ (*legein*) in den Vordergrund. Das erste richtet das Augenmerk auf das Erkennen dessen, was der Verfasser in seinem Text ausgedrückt hat. Es soll durch den Leser gleichsam wieder erstehen, in seinem Verstand neuerdings Gestalt annehmen. Das zweite Wort legt den Schwerpunkt auf das Aneinanderreihen von Worten, die sich zu einem sinnvollen Ganzen zusammenfügen. Aus dem, was der Leser aufgelesen und gesammelt hat, soll er zum Erfassen des Inhaltes und zum Verständnis des Sinns gelangen. Die lateinische Sprache verwendet ebenfalls ein Wort (*legere*), das vom Auflesen, Zusammensammeln der Ähren und Trauben abgeleitet ist. Im Lesen geht es um die Sammlung in einem Sinn, der von den Tätigkeiten des Landlebens

abgeleitet ist. Der lesende Mensch sammelt sich, er bündelt seine Aufmerksamkeit und konzentriert seine Kräfte auf die Aussage des Textes, um sich von seinem Inhalt ergreifen und mitnehmen zu lassen. Dadurch sammelt er das Erfasste für sich ein und bewahrt es in seinem Gedächtnis, lässt es zu seinem Eigentum werden. Was er sich angeeignet hat, beeinflusst sein Denken, prägt seine Sprache und fließt in die Gestaltung seines Lebens ein. So wird das Lesen zu einer Tätigkeit, die nicht allein auf das Sehen beschränkt bleibt, sondern den ganzen Menschen mit seinen grundlegenden Fähigkeiten beansprucht und einbezieht. Der Intellekt versucht den Sinn des Gelesenen zu begreifen, das Gemüt lässt sich auf die Stimmung ein, die der Inhalt auslöst, und der Wille entschließt sich, das auszuführen, wozu die betreffende Aussage oder Aufforderung ihn angeregt hat.

„In der Rede, die Rudolf Alexander *Schröder* beim Empfang des Lessingpreises gehalten hat, erinnert er daran, dass die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ‚Lesen‘ nicht die des Lesens in einem Buch, sondern des Erntens war. Das Lesen in einem Buch ist eine jüngere Ableitung. Wenn wir von einer Beerenlese oder von einer Spätlese sprechen, dann meinen wir damit eine Beerenernte und eine späte Ernte. Das Lesen eines Gedichts ist beides, ein Buchstabieren und ein Ernten. Und die Ernte erweist sich wiederum als ein Doppelpertes. Der Leser erntet, was der Dichter gesät hat, und er erntet die Aussaat von Jahrhunderten oder Jahrtausenden. Aber indem ein Gedicht das Ende eines langen, von immer neuem Leben durchpulsten Zusammenhangs, eben einer Kontinuität ist, stellt es zugleich einen Anfang dar. Indem es erntet, sät es aus, indem es erbt, mehrt es das Erbe. Es schwebt in einer Besonderheit und es gibt sich als Ganzes. Es schaut in die Vergangenheit und es schaut ins Kommende“ (Manfred *Hausmann*, *Kreise um eine Mitte*).

## Welchen Sinn hat das Vorlesen?

Eine Vorlesung ist uns allen bekannt als Veranstaltung, die einen bestimmten, vorformulierten Text zu Gehör bringt. In den Hörsälen der Universitäten und Hochschulen dienen die Vorlesungen der Wissensvermittlung. Wer etwas Wissenswertes anderen mitzuteilen hat, tut dies, indem er den vorbereiteten Text seinen Zuhörern laut vorträgt. Vorlesen beschränkt sich jedoch nicht nur auf diese Art des Vortrages, sondern stellt eine sehr bedeutsame Übung im Leben einer Familie und Gemeinschaft, besonders in der Feier des Gottesdienstes dar. Dabei geht es darum, entweder unterhaltsame oder anregende, aufrüttelnde oder trostvolle Worte, die von begabten Menschen stammen und in Büchern festgehalten wurden,



lebendig werden zu lassen. Der Vorleser hat sich den Inhalt seines Textes so angeeignet und einverleibt, dass er ihn mit seiner Stimme anderen überzeugend und mitreißend weitergeben kann. Er nimmt die Stelle des Verfassers ein, um sich den Zuhörern als seinen Partnern zuzuwenden. Er unterstellt sich zwar dem Wort, dem er mit seiner Stimme wieder Leben einhaucht, verleiht aber auch dem vorgetragenen Text seine persönliche Färbung. Sehr eindrucksvoll wird uns diese Aneignung des Wortes durch das „Essen“ einer Buchrolle nahe gebracht. Ezechiel, Prophet Israels im 6. Jahrhundert, überliefert in seiner Schrift eine Vision, in der er aufgefordert wird, sich den Inhalt einer Rolle einzuverleiben. „Du aber, Menschensohn, höre, was ich dir sage ... Öffne deinen Mund, und iss, was ich dir gebe. Und ich sah: Eine Hand war ausgestreckt zu mir; sie hielt eine Buchrolle. Er rollte sie vor mir auf. Sie war innen und außen beschrieben ... Er sagte zu mir: Menschensohn, iss, was du vor dir hast. Iss diese Rolle! Ich öffnete meinen Mund, und er ließ mich die Rolle essen. Er sagte zu mir, gib deinem Bauch zu essen, fülle dein Inneres mit dieser Rolle, die ich dir gebe. Ich aß sie und sie wurde in meinem Mund süß wie Honig“ (*Ez 2,8–3,3*).

Dieses sehr drastisch beschriebene Geschehen soll vor Augen führen, dass der Vortragende ganz eins werden muss mit dem Inhalt der Botschaft, die er seinen Hörern übergibt. Was er mit seiner Stimme verkündet, dahinter steht er selbst, denn es ist zuerst in ihn eingedrungen, bevor er es aus sich herauslässt. Die Überzeugungskraft und Glaubwürdigkeit seiner Rede hängt davon ab, wie sehr er sich mit dem Text identifiziert, den er vorträgt. Dies gilt für den Interpreten von Gedichten und Prosastücken, den Darsteller eines Dramas, die Erzählerin von Märchen und den Lehrenden, die ihren Stoff den Studierenden einprägen wollen. In einem hervorragenden Maß trifft dies auf den Verkünder und die Verkünderin des Wortes Gottes zu, die im Gottesdienst ihre Aufgabe zu erfüllen haben.

Eine aufschlussreiche Begebenheit aus der Geschichte Israels macht uns mit der Gestaltung einer dem Wort Gottes gewidmeten Feier vertraut. Nach seiner Rückkehr aus dem Exil im Neubabylonischen Reich nahm das Volk die Feier der für den Jahreslauf vorgesehenen Feste wieder auf. Am Laubhüttenfest, das zur Erinnerung an den Zug durch die Wüste gefeiert wurde und den damaligen Aufenthalt in den Zelten durch das Verweilen in Behausungen aus Zweigen mit zahlreichen Blättern nachempfand, fand eine Versammlung in Jerusalem statt. „Das ganze Volk versammelte sich geschlossen auf dem Platz vor dem Wassertor und bat den Schriftgelehrten Esra, das Buch mit dem Gesetz des Mose zu holen, das der Herr den Israeliten vorgeschrieben hatte. Am ersten Tag des siebten Monats brachte der

Priester Esra das Gesetz vor die Versammlung; zu ihr gehörten die Männer und die Frauen und alle, die das Gesetz verstehen konnten. Vom frühen Morgen bis zum Mittag las Esra auf dem Platz vor dem Wassertor den Männern und Frauen und denen, die es verstehen konnten, das Gesetz vor. Das ganze Volk lauschte auf das Buch des Gesetzes. Der Schriftgelehrte Esra stand auf einer Kanzel aus Holz, die man eigens dafür errichtet hatte ... Esra öffnete das Buch vor aller Augen; denn er stand höher als das versammelte Volk. Als er das Buch öffnete, erhoben sich alle. Dann pries Esra den Herrn, den großen Gott. Darauf antworteten alle mit erhobenen Händen: Amen, amen! Sie verneigten sich, warfen sich vor dem Herrn nieder, mit dem Gesicht zur Erde. Die Leviten ... erklärten dem Volk das Gesetz ... Man las aus dem Buch, dem Gesetz Gottes, in Abschnitten vor und gab dazu Erklärungen, sodass die Leute das Vorgelesene verstehen konnten. Der Statthalter Nehemia, der Priester Esra und die Leviten, die das Volk unterwiesen, sagten dann zum ganzen Volk: Heute ist ein heiliger Tag zur Ehre des Herrn, eures Gottes. Seid nicht traurig und weint nicht! Alle Leute weinten nämlich, als sie die Worte des Gesetzes hörten. Dann sagte Esra zu ihnen: Nun geht, haltet ein festliches Mahl und trinkt süßen Wein! ... Dann gingen alle Leute nach Hause, um zu essen und zu trinken und um ein großes Freudenfest zu feiern; denn sie hatten die Worte verstanden, die man ihnen verkündet hatte“ (*Neh 8,1–12*). Der Verlauf dieses Gottesdienstes bringt uns nahe, welche Kraft die stimmige Verkündigung des Wortes Gottes entfaltet und welche Wirkung sie auslöst. Das Gesetz, das in dieser Feier vorgelesen wird, ist keine nüchterne Aufzählung von Paragraphen, sondern die Wegweisung, die Gott den Menschen schenkt, damit ihr Leben gelingen kann. Das Wort *Tora*, das in der Übersetzung mit Gesetz wiedergegeben ist, bezeichnet die Rede Gottes, die an den Menschen ergeht, damit er sie hört, beantwortet und sich danach richtet. In der „Vorlesung“ muss die lebendige Stimme Gottes von neuem erklingen sein, um die Hörer zu erreichen, zu ergreifen und zum Eintritt in den Dialog zu bewegen. Die Reaktion des Volkes auf die Worte des Priesters Esra und die Auslegung der Leviten lässt erkennen, dass in dieser Zusammenkunft eine Vergegenwärtigung des Wortereignisses geschehen ist. Sie hat die Hörer zum Ruf der Zustimmung im „Amen“ bewegen können und in ihnen die tiefe Ergriffenheit ausgelöst, die sich in den Tränen Ausdruck verschaffte.

## Die Bedeutung des Lesens für die Entstehung und Vertiefung des Glaubens

Die Lektüre der Jesaja-Rolle beeindruckte und nahm den Äthiopier, der von Jerusalem in seine Heimat zurückfuhr, so sehr in Beschlag, dass er zum Suchenden und Fragenden wurde. Was er las, ließ ihn nicht mehr los und drängte ihn, eine Antwort auf die in ihm wach gewordenen Fragen, die der Text an ihn stellte, zu erhalten. Er spürte zugleich, wie das Gelesene Fragen an ihn stellte, auf die er antworten musste. Dem Anspruch, der da an ihn herantrat, konnte er sich nicht mehr entziehen. Da er sich in das Lesen vertieft hatte und den Inhalt des Gelesenen ganz in sich aufnahm, wurde der Glaube in ihm geweckt. Er benötigte die Unterstützung des Evangelisten Philippus, der ihm die Deutung des Textes vermittelte und ihn auf Jesus hinwies. An ihm habe sich das Geschick wiederholt oder erfüllt, das der leidende „Gottesknecht“ des Buches Jesaja an sich erfahren musste. Der aufmerksame Leser und aufgeschlossene Hörer fand durch das eigene Lesen und durch die Deutung seines Begleiters zum Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Jesus. Die Besiegelung dieses aufregenden Vorganges ereignet sich in der anschließenden Taufe, die Philippus dem Hofbeamten auf sein Drängen hin spendete. Vom Lesen des Buches, das ihm die Gestalt des für sein Volk leidenden und sterbenden Retters nahe brachte, war er zur Überzeugung gelangt, dass dieses Geschehen ihn persönlich betrifft und einbezieht. Ihm wollte er sich anvertrauen und zu ihm wollte er sich bekennen als seinem Herrn und Erlöser. Für diesen Mann, dem das erwartungsvolle Lesen den Zugang zum Glauben erschlossen hatte, gilt die beachtenswerte Aussage des Römerbriefs: „Das Wort ist dir nahe, es ist in deinem Mund und in deinem Herzen. Gemeint ist das Wort des Glaubens, das wir verkündigen. Denn wenn du mit deinem Mund bekennt: Jesus ist der Herr, und in deinem Herzen glaubst: Gott hat ihn von den Toten auferweckt, so wirst du gerettet werden. Wer mit dem Herzen glaubt und mit dem Mund bekennt, wird Gerechtigkeit und Heil erlangen“ (*Röm* 10,8–10). Als Voraussetzung für den Glauben führt Paulus in seiner Darlegung die Verkündigung an, die der Weitergabe der Botschaft Gottes an die Menschen zu dienen hat. „So gründet der Glaube in der Botschaft, die Botschaft im Wort Christi“ (*Röm* 10,17). Wer zu dieser Überzeugung gelangt, kann sie in folgendem Satz zusammenfassen: Der Glaube kommt vom Hören. Wer im Lesen die Stimme des zu ihm Sprechenden vernimmt, wird ebenfalls dieser Feststellung zustimmen können und sie so ausdrücken: Der Glaube kommt vom Lesen.

Die umgestaltende Wirkung, die vom Wort ausgeht, das uns in den Büchern der Heiligen Schrift überliefert und zugänglich ist, haben Menschen aller Zeiten an sich erfahren. Sehr eindrucksvoll schildert Aurelius *Augustinus* in seinen „Bekenntnissen“ das Erlebnis, das seinem Leben eine entschiedene und für seine Zukunft Ausschlag gebende Wende gebracht hatte. In seinem inneren Ringen um die Richtung, die er einschlagen sollte, um sich von seiner verkehrten Lebensgestaltung zu lösen, war er auf Menschen gestoßen, die ihn wegen ihrer Aufrichtigkeit und Geradlinigkeit beeindruckt hatten. Aber seine Unentschlossenheit und sein Schwanken hielten ihn davon ab, den entscheidenden Schritt zu tun, obwohl er überzeugt war, dass er ihn nicht länger aufschieben sollte. Während er sich in Mailand aufhielt, wo er als Lehrer der Rhetorik tätig war, hörte er im Garten plötzlich die Stimme eines Knaben oder Mädchens, die ständig den folgenden Gesang wiederholte: „Nimm es, lies es, nimm es, lies es!“ Er konnte sich nicht erinnern, ein solches Kinderlied jemals gehört zu haben, und vermutete, dass es für ihn von besonderer Bedeutung sein müsste. Als ihm die Tränen kamen, fiel ihm ein, dass Gott ihm befehle, das Buch zu öffnen und die Stelle zu lesen, auf die er zuerst träfe. Daraufhin griff er zum Buch des Apostels Paulus, das er zuerst gelesen hatte. Der Abschnitt, auf den sein Auge fiel, lautete: „Lasst uns ehrbar leben wie am Tag, ohne maßloses Essen und Trinken, ohne Unzucht und Ausschweifung, ohne Streit und Eifersucht. Legt als neues Gewand den Herrn Jesus Christus an und sorgt nicht so für den Leib, dass die Begierden erwachen“ (*Röm* 13,13–14). Weiter brauchte er nicht zu lesen. „Denn kaum war dieser Satz zu Ende, strömte mir die Gewissheit als ein Licht ins kummervolle Herz, dass alle Nacht des Zweifels verschwand“ (*Bekenntnisse*, 8. Buch, 12, 29).

Augustinus wandte sich an Ambrosius, den Bischof von Mailand, ließ sich unter die Katechumenen, die Anwärter auf die Taufe, aufnehmen und empfing nach der Vorbereitungszeit zusammen mit seinem Freund Alypius und seinem Sohn Adeodatus in der Osternacht des Jahres 387 die Taufe. Seine Mutter Monika, die sich als Christin ständig um die Bekehrung ihres Sohnes zum Glauben an Christus bemühte, konnte diese Lebenswende miterleben. Sie war voll Dankbarkeit für die Erhörung des unermüdlchen Gebetes um die Bekehrung ihres Sohnes. Augustinus kehrte in seine nordafrikanische Heimat Hippo Regius zurück, führte mit Gleichgesinnten ein gemeinsames Leben, das dem Gebet, dem Studium der Bibel und der Arbeit gewidmet war. Sein weiterer Werdegang umfasste die Weihe zum Priester und zum Bischof seiner Heimatstadt, die Tätigkeit als Prediger und Verfasser zahlreicher Werke, die sich mit der Erklärung der biblischen

Schriften, der Behandlung von Glaubensfragen und der Anleitung für eine christliche Lebensweise befassten. Er gilt als einer der bedeutendsten Lehrer der westlichen Kirche und als maßgebliche Autorität, auf die sich zahlreiche Ordensgemeinschaften berufen.

## Das Lesen der Bibel als geistliche Übung

Die Benediktusregel sieht als grundlegende Elemente des klösterlichen Lebens den rhythmischen Wechsel von Gebet, Lesung und Arbeit vor. Jede der drei Tätigkeiten besitzt ihren unverzichtbaren Wert, der erst in der sinnvollen und ausgeglichenen Beziehung zu den sie ergänzenden wirklich zum Tragen kommt. Bis heute spricht man häufig von den beiden „Säulen“ des benediktinischen Mönchtums, von Gebet und Arbeit (*ora et labora*). Doch die dabei übergangene Lesung gehört ebenso wesentlich wie die beiden so oft ausschließlich hervorgehobenen Gestaltungsgrößen zum Grundbestand monastischer Lebensweise. Die Benediktusregel hat die Lesung der Heiligen Schrift auch außerhalb des gemeinsamen Gottesdienstes nicht erstmals betont und angeordnet, sondern eine schon Jahrhunderte bestehende Tradition vor ihr aufgegriffen und weitergeführt. Sie hat ihre Wurzeln bereits im Gottesdienst der jüdischen Synagoge, wo die Rabbinen mit ihren Schülern die Meditation des Wortes Gottes einübten. Der große Theologe aus Alexandrien in Ägypten, *Origenes*, legte großen Wert auf die persönliche Lesung der Bibel als unentbehrliche Grundlage für die Gestaltung des geistlichen Lebens. Es ist nichts anderes als „die gelesene, meditierte, verstandene und gelebte Schrift“ (Garcia M. *Colombas*). Die Mönche der Frühzeit, die entweder für sich allein oder in einer Gemeinschaft lebten, hielten die Bibellesung für äußerst wichtig und widmeten ihr meist mehrere Stunden am Tag. Sie waren darauf bedacht, sich möglichst viele Bücher der Heiligen Schrift so anzueignen, dass sie diese auswendig lernten, um sie beständig zu meditieren. Die im 5. und 6. Jahrhundert entstandenen Klosterregeln räumten der täglichen Lesung jeweils einen festen Platz in der Tagesordnung ein. Sie beanspruchte meistens zwei bis drei Stunden täglich. Viele bedeutende und einflussreiche Bischöfe und Lehrer der Kirche hoben ausdrücklich hervor, dass die vertiefende Lektüre der Bibel nicht auf den Gottesdienst beschränkt bleiben dürfe und kein Privileg des Klosterlebens ausmachen, sondern für alle Christen eine wichtige Betätigung darstellen sollte. In den Beanspruchungen des Alltags, die einen großen Aufwand an Anstrengungen erfordern, könnte das Wort Gottes, das man sich verinnerlicht hat, eine wertvolle Stärkung und Ermutigung bieten. Nach einer

Blütezeit dieser geistlichen Übung ist ab dem späten Mittelalter ein deutlicher Niedergang eingetreten, der zu einer zunehmenden Vernachlässigung bis hin zum völligen Verschwinden führte. Bemerkenswerte Ausnahmen bilden einzelne Personen und Gemeinschaften, die auf diese wertvolle Anleitung zu einem ernsthaften christlichen Leben nicht verzichten wollten. Das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) hat die von der biblischen und liturgischen Erneuerung ausgehenden Impulse aufgegriffen und sich für eine Neubelebung der von Meditation und Gebet begleiteten Lesung der Heiligen Schrift eingesetzt. Nach dem bemerkenswerten Wort des heiligen *Hieronymus*: „Die Schrift nicht kennen heißt Christus nicht kennen“, müsste es ein Anliegen jedes Christen sein, sich in die Lektüre des Alten und Neuen Testaments zu vertiefen. Zahlreiche Veröffentlichungen haben sich seither mit der Erneuerung und Verbreitung der Schriftlesung beschäftigt und dazu beigetragen, dass sie tatsächlich von vielen Gemeinschaften und Einzelpersonen wieder geübt und geschätzt wird. Die Handreichungen und Unterlagen, die dafür angeboten werden, unterstützen das Bestreben, ihr einen festen Platz im geistlichen Leben aufgeschlossener Christen zu sichern. In den Ordensgemeinschaften hat sich ebenfalls ein starkes Interesse an der wieder auflebenden Praxis der eingehenden und betrachtenden Bibellesung bemerkbar gemacht.

Die Bezeichnung für diese Übung, die heute wieder verwendet wird, „*lectio divina*“, geht auf eine traditionsreiche Formulierung der frühchristlichen lateinischen Spiritualität zurück, die sehr treffend ihre Eigenart zum Ausdruck bringt. Sie kann als „göttliche Lesung“ oder als „von Gott getragene Lesung“ bezeichnet werden, da sie sich intensiv mit dem in der Bibel festgeschriebenen Wort Gottes auseinandersetzt. Ihr Charakter unterscheidet sich durch den Gegenstand, dem sie sich zuwendet, von jeder anderen Beschäftigung mit dem geschriebenen Wort.

## Elemente der „*lectio divina*“

Diese Art des Lesens wendet sich mit großer Aufmerksamkeit dem Text zu, um ihn intensiv in sich aufzunehmen. Sie ist von der Überzeugung bestimmt, dass Gott in seinem Wort zu uns Menschen spricht. Es geht deshalb darum, die Stimme Gottes in der menschlichen Sprache zu vernehmen. Nicht die Kenntnis der Entstehung und der Anlässe, der geschichtlichen Ereignisse und der sprachlichen Eigenheiten steht dabei im Vordergrund, so wichtig und unentbehrlich für das Verständnis diese Daten auch sind. Die eingehende Befassung mit einzelnen Abschnitten der

Bibel will dazu führen, dass die persönliche Betroffenheit eintritt, das eigene Leben im Spiegel des Wortes Gottes wahrgenommen, gedeutet und umgeformt wird. Wer den Anspruch, der von diesem Text ausgeht, an sich heran lässt, sich ihm öffnet und darauf antwortet, spürt seine lebendige Wirkung und erfährt die Bereicherung, die von ihm kommt. Gelingen wird die Aufschlüsselung des Wortes Gottes jedem, der sich der Führung des Heiligen Geistes anvertraut. Jesus hat uns ja zugesichert: „Der Beistand aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe“ (*Joh* 14,26). Nochmals versichert uns Jesus: „Wenn aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, wird er euch in die ganze Wahrheit führen“ (*Joh* 16,13).

In der Begegnung mit dem Wort Gottes haben Menschen, die sich davon ansprechen und formen ließen, wertvolle Erfahrungen gemacht und Einsichten gewonnen, die für auch für uns Heutige gültig und maßgebend sein können. In vier Schritten vollzieht sich nach der Überlieferung der bewährten Autoritäten die fruchtbare „lectio divina“.

### *1. Lectio*

Das Gewinn bringende Lesen vollzieht sich in einer Atmosphäre der Sammlung. Es befreit sich von Ablenkungen, meidet jede Hast, versucht den Geschmack der einzelnen Worte zu verspüren. Deswegen braucht es eine Zeit der Ruhe, die sich ausschließlich diesem Tun zuwendet und dabei verweilt. Die Lesegewohnheit der Antike bestand in einem Zusammenwirken von Auge und Zunge. Während das Sehen sich auf das Erfassen des Geschriebenen konzentrierte, bewegten sich die Lippen und murmelten leise, jedoch deutlich hörbar die einzelnen Worte und wiederholten sie so oft, bis sie sich dem Gedächtnis eingepägt hatten. Das so genannte „akustische Lesen“ beansprucht gleichzeitig zwei Sinnesorgane und beteiligt sie an der Aneignung des Inhaltes. Es führt auch zum Ursprung des Wortes zurück, das als hörbare Rede von einem Sprecher seinen Ausgang nimmt, um den Angesprochenen zu erreichen und zur Annahme sowie zur Erwidern des Geäußerten zu bewegen. Auf diese Weise kommt der Dialog zustande und ereignet sich die Begegnung. Die Heilige Schrift erweist sich als der bevorzugte Ort der Begegnung zwischen Gott und den Menschen. Im aufmerksamen und erwartungsvollen Lesen soll dieses Aufeinandertreffen beider Gesprächspartner jeweils aufs Neue geschehen. Unerlässliche Voraussetzung dafür ist allerdings das Bemühen, sich von den Aussagen des Textes leiten zu lassen und nicht davon abzuweichen. Wer die Kontrolle



über seine Gedanken verliert und den auftretenden Abschweifungen, Phantasien und Zerstreungen nachgibt, entfernt sich nicht nur vom vorgegebenen Wort, sondern versäumt zugleich die Begegnung mit Gott im Raum seines Wortes.

## 2. *Meditatio*

Die Fortsetzung des intensiven Lesens erfolgt in der Meditation, die der Vertiefung des Gewonnenen dienen soll. Mit dieser Übung ist vor allem die eifrige und sorgsame Befassung mit dem Inhalt des Gelesenen gemeint. Was den Leser/die Leserin anspricht und berührt, was ihm/ihr aufgefallen ist oder Schwierigkeiten bereitet, soll weiter verfolgt und durchdrungen werden. In der Meditation werden die Grundkräfte des Menschen, der Verstand, das Gefühl und der Wille angesprochen und einbezogen. Was mit dem Intellekt verstanden wurde, soll in den Bereich der Emotionen vordringen und die entsprechenden Reaktionen, wie Freude, Trauer, Mitgefühl, Glücksempfinden auslösen. Es muss nicht zuletzt den Willen erreichen, die Tatkraft ansprechen und zur Ausführung des Erkannten und Aufgetragenen bewegen. Durch diesen Einsatz von Verstand, Gemüt und Wille kommt es zu einem Nachempfinden der im Text berichteten Situation, zu einer Gleichzeitigkeit mit den geschilderten Ereignissen, zum Entschluss, sich dem notwendigen Handeln nicht zu entziehen. In der Meditation versetzt sich der Übende in die Lage von Personen, die an dem betreffenden Geschehen unmittelbar beteiligt sind, und versucht, ihre Reaktionen zu begreifen und ihre Handlungen nachzuvollziehen. Daraus ergibt sich nicht bloß eine Verbundenheit mit allem, was da vor sich geht, sondern auch die Frage, wie die eigene Entscheidung und Stellungnahme ausfallen würde. Es folgt daraus eine Anweisung für das Handeln und Verhalten, wenn man sich in die dargestellten Vorgänge einbeziehen lässt.

Eng verwandt mit der Meditation ist eine Übung mit dem Namen „*ruminatio*“. Die Wortbedeutung meint das „Wiederkäuen“ der Tiere, die mehrmals die aufgenommene Nahrung verkosten und für die Verdauung aufbereiten. Der Vergleich mit der Behandlung des Wortes Gottes will darauf hinweisen, dass es sich dabei um eine wertvolle Nahrung handelt, die in mehreren Gängen durchgekaut werden soll, damit sie ihren Geschmack entfalten und zur Stärkung für das geistliche Leben werden kann. Das Ziel dieser Übung ist es, sich die Worte der Bibel anzueignen, sie hin und her zu wenden, sie auswendig zu lernen und sich einzuprägen. „Ruminare heißt, sich innig anschmiegen an den rezitierten Satz und alle seine Worte zu



erwägen, um die Fülle seiner Bedeutung zu erlangen;“ es bedeutet, „den Inhalt des Textes durch eine Art Wiederkäuen zu assimilieren, das seinen ganzen Geschmack freisetzt“ (Jean Leclercq).

### 3. *Oratio*

Das Gebet, das aus der Lesung und Meditation hervorgeht und sie weiterführt, bringt das ins Wort, was das Ergebnis der Befassung und Auseinandersetzung mit dem Text geworden ist. Es drückt das Verlangen aus, dass aus der Begegnung mit Gott eine beständige und innige Gemeinschaft mit ihm entsteht, der sich dem Menschen zugewandt hat. Das Gebet als Zusammenfassung des Erkannten und Erlebten erfüllt den Menschen mit der Gewissheit, von der Gegenwart Gottes getragen zu sein. Es schenkt Frieden, Trost, Gelassenheit und Kraft. Eigentlich besteht es im Wiederhall und im Nachklingen des Wortes, das sich des hörenden und vertrauenden Menschen bemächtigt hat, um in ihm weiter zu wirken. Je mehr dem Betenden aufgeht, was er empfangen hat und womit er beschenkt wurde, desto stärker wird sein Verlangen, es festzuhalten, zu entfalten und zu erweitern. Im Gebet drückt er seine Sehnsucht aus, mit Gott eins zu werden. Es soll sich verwirklichen, was Jesus uns in Aussicht gestellt hat: „Wenn ihr in mir bleibt und wenn meine Worte in euch bleiben, dann bittet um alles, was ihr wollt: Ihr werdet es erhalten“ (Joh 15,7).

### 4. *Contemplatio*

Alle Tätigkeit läuft darauf hinaus, sich für den Empfang der Gabe zu bereiten, die Gott dem Menschen aus freier Entscheidung und unverdienter Liebe schenken will. Sobald der Betende frei geworden ist von ichbezogenen Wünschen und engherzigen Vorstellungen, hat er die Offenheit gewonnen, um Gott in sich wirken zu lassen. Wenn seine Gegenwart deutlicher spürbar wird als alles andere, übt sie eine Kraft aus, die zur Vereinigung führt. Auf diese Weise verwirklicht sich die Sehnsucht des glaubenden Menschen, aus dem Gegenüber zum Ineinander zu gelangen. Das Einswerden mit Gott, der sich zu erkennen, zu erfahren, zu verkosten gibt, vollendet den Vorgang, der in der Begegnung begonnen hat. Wer von der sich verströmenden Liebe Gottes berührt wird, streckt sich voll Sehnsucht danach aus, den vollen und überragenden Genuss dieser unvergleichbaren Gabe zu erreichen. „Gott, du mein Gott, dich suche ich. Meine Seele dürstet nach dir“ (Ps 63,2). Dieser Ausruf kennzeichnet das unstillbare

Verlangen nach der Geborgenheit in Gott: „Jubeln kann ich im Schatten deiner Flügel“ (Ps 63,8). Das Verweilen in dieser Verbundenheit mit Gott eröffnet einen Raum des Schutzes und einen Bereich des Heils, der alle Erwartungen übertrifft und dauerhafte Zufriedenheit bewirkt. Diese Gewissheit wird im Bekenntnis kundgetan: „Gott nahe zu sein ist mein Glück ... Ich will all deine Taten verkünden“ (Ps 73,28)

In der Sprache der Mystiker, die sich an die Worte aus dem „Hohenlied“, dem „Lied der Lieder“ des Alten Testaments, anlehnt, wird der Zustand des Einswerdens mit Gott mit Vergleichen aus dem Leben der Liebenden umschrieben. Der spanische Mystiker *Johannes vom Kreuz* aus dem Karmeliterorden beschreibt in dichterischer Form die „Grunderfahrung der Vermählung mit Gott durch Liebe“ (Mariano *Delgado*).

Die wahrhaftige Kontemplation erschöpft sich nicht im Genießen der Vereinigung mit Gott, sondern vernimmt in dieser Verbundenheit mit ihm den Auftrag, sich den Menschen zuzuwenden, die er ebenso an sich ziehen und beschenken will. Die Aktion, die aus der Kontemplation hervorgeht, hat nichts mit Geschäftigkeit und Umtriebigkeit zu tun, sie erweist sich vielmehr als Frucht und Folge des Einsseins mit dem Gott der Liebe. Aus dieser Überzeugung haben die karitativ tätigen Menschen immer die Nähe zu Gott gesucht und das Verweilen in seiner Gegenwart gepflegt, wie es in vielen Biographien überliefert ist. Aktion und Kontemplation sind deshalb keine Gegensätze, sondern verweisen aufeinander und ergänzen sich gegenseitig.

Die einzelnen Elemente der „lectio divina“ könnten wohl als ein in Stufen vor sich gehender Aufstieg verstanden werden, sie verschränken sich aber tatsächlich ineinander und sollten nicht in der dargestellten Reihenfolge angestrebt und praktiziert werden. Wer sich dem anregenden und begleitenden Wirken des Geistes Gottes anvertraut, wird spüren, was in der einen oder anderen Situation angebracht und weiterführend ist.

### *Anregungen und Einsichten boten folgende Veröffentlichungen:*

*Altenähr*, Albert OSB, Lectio – Meditatio – Oratio. Versuch einer persönlichen Neubestimmung. In: Monastische Informationen Nr. 115/2003, S. 20–23.

*Colombas*, Garcia M. OSB: Lectio Divina. Das Herz Gottes im Wort Gottes entdecken, Köln 2003.

*Delgado*, Mariano: „Dort du allein, mein Leben!“ Die Gott-Trunkenheit des Johannes vom Kreuz, in: Gottes-Krise und Gott-Trunkenheit. Herausgegeben von Mariano Delgado und Abraham Kustermann, Würzburg 2000.



### Bischof Dr. Egon Kapellari

Geboren 1936 in Leoben/Steiermark; Studium der Rechtswissenschaften in Graz; Theologiestudium in Salzburg und Graz; 1961 Priesterweihe; 1964–1981 Hochschulseelsorger in Graz und Leiter des Afro-Asiatischen Instituts; 1981–2001 Diözesanbischof von Gurk-Klagenfurt; seit 2001 Diözesanbischof der Diözese Graz-Seckau. Stellvertretender Vorsitzender der Österreichischen Bischofskonferenz und zuständig für Kultur, Europafragen und Medien. Zahlreiche Publikationen über die Theologie der Symbole und über das Kirchenjahr sowie zahlreiche Aufsätze in Sammelwerken, Zeitschriften und Zeitungen, vor allem über Fragen zwischen Kirche, Kunst, Politik und Wirtschaft. Anschrift: Bischofplatz 4, 8010 Graz.

## Wozu die Orden?

Predigt am 13. Mai 2011 beim Gottesdienst am Ordenstag der Diözese Graz-Seckau in der Grazer Stadtpfarrkirche

Im 44. der biblischen Psalmen (nach lateinischer Zählung) ist von einer Königstochter die Rede, die mit einem prächtig bunten Hochzeitskleid angetan ist – sie ist „*circumdata varietate*“, wie es im lateinischen Psalmentext heißt. Die Kirchenväter haben diese königliche Braut als Symbol für die Kirche angesehen und die prächtige Buntheit ihres Kleides als Symbol für die Buntheit der Charismen, die Kirche aufbauen und beseelen.

Bunt ist die Kirche besonders auch durch die vielen Ordensgemeinschaften, die seit den frühen Jahrhunderten die Kirche getragen haben und heute tragen. Dies gilt auch für unsere Steiermark, wo schon vor der Gründung der heutigen Diözese im Jahr 1218 große Klöster der Benediktiner in Admont und St. Lambrecht, der Benediktinerinnen in Göß, der Zisterzienser in Rein und der Augustiner-Chorherren in Voralpe bestanden haben. Ab dem 13. Jahrhundert begann das Wirken der so genannten Bettelorden, die sich den Heiligen Franziskus und Dominikus verdanken und nach vielem Wechsel auch heute segensreich in unserem Land präsent sind. Ab dem 17. Jahrhundert haben Jesuiten der Kirche in Graz und Leoben ungemein starke Impulse gegeben und nach mehreren Abbrüchen sind nun wieder drei Väter der Gesellschaft Jesu in Graz tätig. Besonders zu danken ist den Barmherzigen Brüdern, die seit dem 17. Jahrhundert in unserer Diözese segensreich tätig sind. Neben die Männerorden traten in Mittelalter, Neuzeit und besonders im 19. Jahrhundert zahlreiche weibliche

Orden und Kongregationen: Klarissen, Karmelitinnen, Ursulinen, Elisabethinen und schließlich ungemein zahlreich die Kreuzschwestern und die Schulschwestern, aber auch die Beuroner Benediktinerinnenabtei St. Gabriel in Bertholdstein.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Buntheit des kirchlichen Ordenslebens in der Steiermark angereichert durch zwei neue Klöster der Karmelitinnen und durch einige Säkularinstitute als neue Formen geweihten Lebens. All das ist nicht Vergangenheit, sondern Gegenwart, wenn auch durch manche Abbrüche und Umbrüche hindurch. Die Gesamtzahl der Frauen und Männer in der kirchlichen Lebensform des geweihten Lebens hat sich in den vergangenen Jahrzehnten europaweit aus bekannten Gründen sehr vermindert. Das tut weh, aber es sollte nicht zu Resignation und Depression führen, sondern zu einem wetterfesten Glauben, der seine Stärke aus der Mitte der Kirche und aus der Tiefe ihrer Quellgründe herleitet.

In vielen Ländern Asiens und Afrikas wächst die Zahl der Ordensleute auch heute. Und Ordensleute – Brüder und Schwestern – wird es, davon bin ich überzeugt, in der Kirche im Ganzen und auch in Europa immer geben, auch wenn manche Modelle ihrer Existenz sich wandeln.

## **Orden erfüllen eine diakonische Funktion**

Wozu aber die Orden? Diese wiederkehrende Frage stellt sich innerhalb wie außerhalb der Kirche. Eine erste weithin anerkannte Antwort lautet: weil sie eine diakonische Funktion erfüllen. Sogar kirchenfeindliche Aufklärer wie König Friedrich von Preußen oder Kaiser Joseph II. haben werktätige Orden von der Klostersaufhebung ausgenommen. Und das kommunistische Regime in Ostdeutschland, das – anders als die Nazis – es nicht wagte, behinderte Menschen, zumal Kinder, umzubringen, hat Ordensfrauen solche Menschen zur Betreuung überlassen. Gesunde Kinder hingegen wollte man von katholischer Pädagogik möglichst fernhalten. Orden stehen fest in der Nachfolge Christi, wenn sie leibliche und geistliche Werke der Barmherzigkeit vollbringen, die auch in den Augen von Agnostikern oder Atheisten wertvoll sind. Ordensleute und Priester haben sich diesbezüglich unauslöschlich in die Geschichte menschlicher Humanität eingeschrieben. Sie gaben und geben der Behauptung Recht, dass die Kirche trotz aller Unzulänglichkeiten und Fehler in ihrer Geschichte eine Großmacht der Barmherzigkeit war und auch heute ist. Sie ahmt so die Barmherzigkeit Jesu Christi nach.

Versuchen wir, uns die Legionen von geistlichen Schwestern vorzustellen, die im 19. und im 20. Jahrhundert Heroisches geleistet haben an Bruchstellen der Gesellschaft, oft unter Gefährdung und oft auch unter Preisgabe ihres Lebens. Freilich haben Ordensleute als barmherzige Helfer für Menschen, die es besonders brauchen, dabei kein Monopol. Sowohl innerhalb wie außerhalb der Kirche gibt es viele andere Menschen, die bis zur Selbstaufgabe Gutes tun. Aber die barmherzigen Ordensleute, die Behinderten, Kranken und Sterbenden oder in pädagogischer Zuwendung Kindern und Jugendlichen beistehen, sind als Geburtshelfer zu einem Leben in größerer Fülle Licht vom Licht Christi. Sie hielten früher in kirchenfeindlichen und halten heute in religiös gleichgültigen Milieus so etwas wie ein Gerücht von Gott wach. Indem sie diakonisch wirken, verkünden sie auch das Evangelium. Durch ein beispielhaftes Leben wirken sie oft stärker als viele Predigten, wenngleich die Kirche natürlich unverzichtbar auch den direkten Predigtendienst im Auftrag Jesu leisten muss.

### **Orden erfüllen eine stellvertretende Funktion**

Eine zweite Antwort auf die Frage „Wozu Orden?“ geben alle Ordensleute auf je ihre Weise, unabhängig davon, ob sie mehr nach außen hin oder mehr kontemplativ nach innen gewendet sind. Diese Antwort lässt sich mit einem einzigen Wort zusammenfassen. Es lautet: Stellvertretung. Ordensleute sind immer auch betende Menschen. Sie bringen dabei entsprechend dem christlichen Glauben nicht nur sich selbst vor Gott, sondern sie stehen oder knien vor Gott auch stellvertretend für andere: für Menschen, die sie um ihr fürbittendes Gebet gebeten haben, und für Menschen, die nicht an die Kraft des Gebetes glauben, darunter auch für solche, die überhaupt nicht an Gott glauben. Die großen und meist von außen wenig bemerkten Beterinnen und Beter inmitten der Kirche geben Gott „eine lobende, dankende und bittende Antwort auf das Wort, das er in der Schöpfung und Erlösung der Welt gesprochen hat und immer neu spricht“ (Botschaft der Bischöfe vom Mitteleuropäischen Katholikentag 2004).

Betende und oft auch opfernde Ordensleute halten inmitten der Kirche und Menschheit das „Prinzip Stellvertretung“ aufrecht und bestätigen so die Glaubenswahrheit, dass Gott Menschen nicht nur in der direkten Beziehung zu ihm begegnen und retten will, sondern indem er dafür auch andere Menschen in Dienst nimmt, weil Gott uns als Gemeinschaftswesen geschaffen hat: „Einer trage des anderen Last, und so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen“, sagt der Apostel Paulus (*Gal 6,2*).

## Orden erfüllen eine eschatologische Funktion

Wozu Orden? – Auf diese alte, aber nicht veraltete Frage versuche ich abschließend in einer dritten Ausfaltung zu antworten. Worauf warten wir? So lautet eine zunächst gar nicht sehr philosophisch oder gar theologisch befrachtete Frage. Menschen warten auf Briefe oder Botschaften in modernerer Form, sie warten auf oft verspätete Züge oder Flugzeuge und auf Menschen, die damit ankommen sollen. Sie warten in schlaflosen Nächten, zumal als Kranke oder sonstwie Einsame, auf den Morgen. Nach allen Beglückungen oder Enttäuschungen als Ergebnis solchen Wartens oder schon dazwischen taucht die Frage auf, ob das alles ist, ob das Leben ein Kreis ist, der sich am Ende unerbittlich schließt, und dann war das Leben schließlich nicht viel mehr als eine Spur im Sand, bald vom Wind verweht. Oder ist das Leben des Menschen gegen allen Anschein doch kein Kreis, sondern so etwas wie eine Spirale, die über den Tod hinaus führt? Warten wir über alles kleine Warten im Advent unseres Lebens hinaus doch auf Gott? Oder anders gefragt: Wartet Gott auf uns?

Auch der Weg von Ordensleuten führt viele von ihnen im Advent ihres Lebens für kurze oder lange Zeit durch geistliche Nacht und Wüste. Auch große Heilige und gerade sie sind davon nicht verschont geblieben. So Thérèse von Lisieux und, wie wir erst vor kurzem gehört haben, auch Mutter Teresa. Manchmal besuche ich Ordensfrauen in jenem Teil ihres Klosters, der für alte und kranke Schwestern reserviert ist. Ich bitte sie um das unterstützende Gebet in den großen Anliegen, die uns bewegen. Da bin ich auch einer Schwester begegnet, die sehr alt und bei klarem Bewusstsein im Lehnstuhl saß, weil sie nicht mehr gehen konnte, und schließlich ohne Bitterkeit, aber ganz offen bekannte, das Schlimmste für sie sei, dass die Zeit nicht vergehe. Diese alte, früher als Krankenschwester sehr tätig gewesene Nonne, erlebte und erlitt Zeit als eine bleierne Zeit, während gleichzeitig viele jüngere Menschen am Zenit einer weltlichen beruflichen Existenz die Zeit als reißende Zeit erleben. Die alte Nonne war faktisch solidarisch mit unzähligen betagten Menschen, die heute in Pflegeheimen dahinleben. Viele von ihnen haben keine eschatologische Perspektive.

Ich erinnere mich auch an ein Gegenbild: an die verstorbene Karmelitin des Grazer Karmels Oda *Schneider*, im Orden Maria Cordis genannt. Sie war am Ende ihres langen Lebens leiblich sehr mühselig geworden und konnte kaum noch aufrecht im Rollstuhl sitzen, wenn sie zum Morgengottesdienst in die Kapelle gebracht worden war. Als ich am Morgen eines 24. Dezember dort die heilige Messe zelebrierte, sah ich sie beim Gruß

„Der Herr sei mit euch“ für einen Augenblick, wie sie den Kopf (sagen wir lieber „das Haupt“) gegen die Schwerkraft ihres Leibes doch erhoben hatte und ins Morgenlicht schaute. Das erinnerte mich spontan an das biblische Gleichnis von den klugen Jungfrauen, die auf den Bräutigam warten, ein Gleichnis für das Ausgerichtetsein auf die Zukunft, auf den wiederkehrenden Herrn, auf die Begegnung mit ihm auch im nahen Tod.

Liebe Ordenschristen, Brüder und Schwestern!

Diakonisch, stellvertretend und eschatologisch ausgerichtet soll und kann die Existenz eines jeden Christen sein. Es gibt aber Berufungen zu einem intensivierten Vollzug dieser drei christlichen Existenzmodi und das gilt im Regelfall für die Ordensleute. Freilich lebt nicht jede Ordensfrau, nicht jeder Ordensmann diese Existenz jederzeit und überhaupt in gleicher Intensität, aber grundsätzlich ist dies jeder und jedem von ihnen aufgetragen und zugemutet, und die Ordensgelübde sind im Sinne eines Zielgebotes daraufhin ausgerichtet. Zwischen Ideal und Wirklichkeit gibt es freilich oft eine wehtuende Distanz sowohl im eigenen Leben wie im Leben der anderen Mitglieder innerhalb der eigenen Gemeinschaft. Es braucht viel Geduld bei Jungen und bei Alten, um dies auszuhalten. Geduld ist eine winterliche Haltung, die undepressiv auf einen neuen Frühling wartet und fest vertraut, dass er kommen wird. Und – so sagt ein schönes bäuerliches Sprichwort – auch im Winter wächst viel Brot.

Am Schluss dieser Gedanken am diesjährigen Ordenstag unserer Diözese möchte ich Ihnen, den hier anwesenden Ordenschristen und den durch Sie vertretenen Ordensschwestern und -brüdern einfach und herzlich danken für ihr Da-Sein inmitten der Kirche und der Gesellschaft und ich zitiere dazu, was Papst Benedikt XVI. im vergangenen Jahr am Tag des geweihten Lebens in einer Predigt gesagt hat: „Wir wollen dem Herrn Lob und Dank sagen für das geweihte Leben. Um wie viel ärmer wäre die Welt, wenn es das geweihte Leben nicht gäbe! Jenseits von oberflächlichen Nützlichkeitswägungen ist das geweihte Leben gerade deshalb wichtig, weil es Zeichen der Unentgeltlichkeit und der Liebe ist, und das um so mehr in einer Gesellschaft, die Gefahr läuft, im Strudel des Vergänglichen und des Nützlichen zu ersticken. Das geweihte Leben dagegen bezeugt die Überfülle der Liebe, die dazu drängt, das eigene Leben zu ‚verlieren‘ als Antwort auf die Überfülle der Liebe des Herrn, der als erster sein Leben für uns ‚verloren‘ hat.“



### Abt Dr. Martin Werlen OSB

Geboren 1962 in Obergesteln im Kanton Wallis/Schweiz; 1984 Eintritt in die Benediktinerabtei Einsiedeln; 1987 feierliche Profess; Studien der Philosophie, Theologie und Psychologie in der Schweiz, den USA und Rom; 1988 Priesterweihe; Novizenmeister; Lehrer an der Stiftsschule für Entwicklungs- und Religionspsychologie und am kloster-eigenen Gymnasium für Philosophie; seit November 2001 Abt des Klosters Einsiedeln; Mitglied der Schweizer Bischofskonferenz und der Deutschschweizerischen Ordinarienkonferenz.

Anschrift: Kloster Einsiedeln, CH-8840 Einsiedeln.

## Unaufdringliche Präsenz

### Klöster und Wallfahrtszentren als alternative Orte

*Klöster und Wallfahrtszentren waren immer schon wichtige Orte der Seelsorge und haben nicht zuletzt aufgrund der Zusammenlegung von Gemeinden noch an Bedeutung gewonnen. Am Beispiel der Benediktinerabtei Einsiedeln in der Schweiz werden sowohl die kontinuierliche Bedeutung als auch neue Ansätze dieses pastoralen Engagements deutlich. Den Beitrag entnahmen wir mit freundlicher Genehmigung aus der Herder Korrespondenz Spezial 1/2011.*

Wir leben in einer Zeit großer Veränderungen. Diese machen auch nicht Halt vor Klöstern und Wallfahrtszentren. Welche Rolle spielen in den Veränderungen unserer Zeit Klöster und Wallfahrtszentren im Gesamt der Pastoral? Was sind die konkreten Erfahrungen einer großen, traditionsreichen Schweizer Benediktinerabtei, der die Sorge für einen Wallfahrtsort mit internationaler Ausstrahlung anvertraut ist?

Die Kirche kommt nicht umhin, sich immer neu glaubend in den Wandel zu stellen, wenn sie ihrem Auftrag treu bleiben will. Ein chinesisches Sprichwort heißt: „Wenn die Winde der Veränderung wehen, bauen einige Menschen Mauern, andere Windmühlen.“ Die Versuchung zum Bau von Mauern ist auch in der Kirche immer wieder da. Diese Versuchung präsentiert sich nicht selten in einem auffällig frommen Kleid.

Aber unser Weg soll ein anderer sein: Die Zeichen der Zeit im Licht des Glaubens verstehen und sich mit ganzer Kraft für das Evangelium einsetzen – wie dies etwa die Klostersgemeinschaft in den vergangenen Jahren in Einsiedeln versucht hat.



## **Klöster und Wallfahrtszentren in ihrem Verhältnis zu Pfarreien**

Mein Vorgänger als Abt von Einsiedeln, Georg *Holzherr*, hat seine Ausgabe der Benediktsregel mit dem treffenden Titel versehen: „Die Benediktsregel. Eine Anleitung zu christlichem Leben“ (7. Aufl., Paulusverlag, Fribourg 2007). Leben in einem Benediktinerkloster will schlicht und einfach christliches Leben sein. Trotzdem unterscheidet es sich in der konkreten Ausgestaltung von anderen möglichen christlichen Lebensentwürfen. Ebenso sind Wallfahrtsorte zutiefst kirchliche Orte und trotzdem unterscheiden sie sich in der konkreten Ausgestaltung von Pfarreien.

Klöster und Wallfahrtszentren sind nicht Konkurrenten zu Pfarreien. In Anspielung auf Paulus kann man auch hier sagen: Hauptsache ist, dass das Evangelium verkündigt wird; wo und durch wen das geschieht, ist Nebensache. Die verschiedenen kirchlichen Institutionen dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden. Wir alle sind aufeinander angewiesen und dürfen uns freuen, wenn Verkündigung auch in unserer Zeit geschieht und fruchtbar wird. Darum ist es uns in Einsiedeln ein Anliegen, mit Seelsorgenden auf verschiedenartige Weise den Kontakt zu pflegen: Betreuung von Pfarreien, Aushilfen in Pfarreien, Exerzitien für Seelsorgende, Einladungen zu Begegnungen, Seelsorgende als Gäste des Klosters, Engagement des Abtes in der Schweizer Bischofskonferenz und anderes mehr.

Das meiste wird auch im Alltag vieler Pfarreien gelebt, anderes ist spezifisch für Klöster und Wallfahrtszentren. Viele Erfahrungen sind bei uns möglich, weil Einsiedeln ein Wallfahrtsort ist, andere, weil eine Mönchsgemeinschaft am Ort wohnt, wieder anderes ergibt sich aus der Kombination dieser beiden Faktoren.

Wichtig ist sowohl für Klöster und Wallfahrtszentren als auch für Pfarreien, dass wir uns an den Orten engagieren, die uns anvertraut sind. Damit können wir einander gegenseitig ermuntern und ermutigen, auf die Menschen unserer Zeit zuzugehen und ihnen das Evangelium – im tiefsten Sinn des Ausdrucks – nahe zu legen.

### **Eine Kirche, die da ist**

Viele Menschen unserer Zeit nehmen die Kirche als eine Kirche wahr, die nicht bei sich ist. Wenn man die Inhalte und die Art und Weise der innerkirchlichen Auseinandersetzungen beobachtet, ist eine solche Schlussfolgerung leicht nachvollziehbar. Dieses Negativzeugnis schreckt ab. Es macht die Kirche weder attraktiv noch einladend. Im Gegenteil. Viele

distanzieren sich von ihr, treten aus oder ihnen wird die Kirche gleichgültig.

Aus meiner Erfahrung werden Klöster und Wallfahrtszentren weitgehend anders wahrgenommen: als Glaubensräume, die einerseits klar zur Kirche gehören, andererseits doch irgendwie anders sind. Man kennt sie. Man sucht sie auf. Sie sind meist über die nähere Region hinaus bekannt und das nicht nur unter kirchlichen Insidern. Sehr oft sind die Kirchenbauten von Klöstern und Wallfahrtszentren auch architektonische Kunstwerke. Sie sind so etwas wie eine bebilderte Bibel sowie plastische Kirchen- und Spiritualitätsgeschichte.

Unsere Klosterkirche ist weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt. Sie ist einfach da und kann fast rund um die Uhr besucht werden. Sie ist von 5 Uhr bis 21 Uhr offen und lädt zum Eintreten und Verweilen ein. Die einladende Haltung ist auch architektonisch durch die Gestaltung des Klosterplatzes gegeben. Hier fühlen sich die Menschen willkommen. Das Kloster Einsiedeln ist ein Ort der Begegnung. Niemand ist verwunderten Blicken ausgesetzt, wenn er oder sie sich auf den Klosterbezirk begibt und die Kirche betritt. Ich weiß von einigen prominenten Katholiken, die den Sonntagsgottesdienst aus diesem Grund in unserer Klosterkirche mitfeiern. Die verschiedenen Sakralräume laden ein zum Beten, zum Gottesdienstfeiern, zum Beichten, zur Anbetung, zum Dasein.

Auch wer als Einzelner kommt, erfährt sich schon bald einmal als Teil einer großen Gemeinschaft, die seit Jahrhunderten zu diesem Gnadenort pilgert und auch heute hier auf eindrückliche Weise präsent ist. Viele erinnern sich an ihren ersten Besuch in Einsiedeln: zum Beispiel als Kind mit der Großmutter. In allen Veränderungen unserer Zeit wird eine Kontinuität spürbar. Eine besondere Erfahrung ist für Gläubige die Wallfahrt in kleinen oder großen Gruppen.

Alte und Junge, Arme und Reiche, Skeptische und Fromme, Einheimische und Fremde, Progressive und Konservative gehen ein und aus. Es ist nicht unmöglich, dass sich der Theologe Hans Küng und der Bischof der Piusbruderschaft, Bernard Fellay, die Türklinke reichen. Hier verschwinden Gräben, die sonst in Gesellschaft und Kirche Menschen trennen.

Der Zugang zur Klosterkirche ist niederschwellig. Sehr viele Menschen, die nicht kirchlich sozialisiert sind, besuchen die Stiftskirche; auch Gläubige anderer Konfessionen und Religionen oder Menschen, die zu keiner Religionsgemeinschaft gehören. Mit fällt auf, dass sich in letzter Zeit immer wieder Menschen in wichtigen öffentlichen Stellungen nicht scheuen, in aller Öffentlichkeit zu sagen, dass sie regelmäßig nach Einsiedeln kommen.

Der Besuch des Klosters Einsiedeln gehört für viele Familien zum Programm, wenn sie wichtige Gäste aus dem Ausland haben und ihnen einen besonderen Ort zeigen wollen.

Viele Besucherinnen und Besucher unserer Klosterkirche schätzen es, dass sie am Stundengebet der Klostergemeinschaft und/oder am Konventamt teilnehmen können. Letzteres haben wir aus diesem Grund vom frühen Morgen auf die Zeit vor dem Mittag verlegt. Mehrmals täglich besteht zudem die Möglichkeit zur Mitfeier der heiligen Messe in der Gnadenkapelle.

Im Unterschied zu früheren Jahrhunderten und auch noch wenigen Jahrzehnten sind heute Klöster und Wallfahrtszentren dank der großen Mobilität leicht zu erreichen. Der Besuch solcher Orte muss nicht mehr eine Ausnahme sein; Klöster und Wallfahrtszentren können kirchliche Heimat werden, sozusagen kirchlicher Alltag.

## **Die sozialen Netzwerke im Internet spielen eine große Rolle**

Die Benediktsregel beginnt mit dem Wort „*ausculta*“ (höre) und schließt mit dem Wort „*pervenies*“ (du wirst ankommen). Das erste und das letzte Wort der Regel bilden gewissermaßen Programm und Verheißung, die der Mönchsvater vorlegt: Höre und du wirst ankommen!

Viele Menschen unserer Zeit nehmen die Kirche nicht als hörende Kirche wahr. Sie lehnen nicht die Kirche an sich ab, sondern die Kirche, wie sie sie erfahren: weltfremd, von oben herab belehrend, nicht beim Menschen. In Wallfahrtszentren und Klöstern machen sie demgegenüber eine entgegengesetzte Erfahrung: Sie finden eine Kirche, die (zu-)hört. An unserer Klosterpforte melden sich täglich viele Menschen, die sich einfach einmal aussprechen wollen. In der Beichtkirche treffen sie ohne Terminvereinbarung Priester zum Empfang des Sakramentes der Versöhnung. Mit der Adresse „[das.goldene.ohr@kloster-einsiedeln.ch](mailto:das.goldene.ohr@kloster-einsiedeln.ch)“ können Menschen mit uns in Kontakt treten, um ihre Anliegen darzulegen, um Rat zu bitten, ihren Frust loszuwerden, zu danken und anderes mehr.

Eine besondere Erfahrung war die so genannte Clinch-Wallfahrt, eine Wallfahrt für Menschen, die mit der Kirche „im Clinch“ liegen. Die Rückmeldungen zeigen, wie wichtig es diesen Menschen war, dass ihnen zugehört wurde. Sie konnten ihren Frust loslassen, ihre Lebenssituation erklären, nicht verarbeitete Erfahrungen zur Sprache bringen. Verschiedene Teilnehmerinnen und Teilnehmer unterstützen in der Zwischenzeit das Kloster auf verschiedene Weisen oder sind sogar in die Oblatengemeinschaft eingetreten.

Eine hörende Kirche erfahren bei uns auch viele Priester, Diakone, Pastoralassistenten, Ordensleute und Laien, die regelmäßig für die geistliche Begleitung nach Einsiedeln kommen und diesen Tag oft auch als Wallfahrt gestalten. Wir können aus personellen und zeitlichen Gründen leider nicht allen Anfragen nach geistlicher Begleitung entsprechen. Die Nachfrage ist größer als das Angebot.

Eine moderne Form des Hörens bieten die sozialen Netzwerke Facebook und Twitter. Die Präsenz in diesen Medien nutzen wir bewusst und in erster Linie als Möglichkeit, dem Menschen unserer Zeit dort zu begegnen, wo er ist, und ihn zu hören. Eine hörende Kirche – auch in diesen Medien – tritt ihrerseits auf offene Ohren, wenn sie etwas zu sagen hat.

So ist zum Beispiel die Twallfahrt entstanden, eine Wallfahrt nur für Twitterer und deren Angehörige. Bekannt gemacht wurde die Fußwallfahrt nach Einsiedeln exklusiv über die sozialen Netzwerke. Darüber berichten durften ausschließlich Medienleute, die selbst twittern. Die meisten Teilnehmerinnen und Teilnehmer an der fünfstündigen Fußwallfahrt waren Menschen, die sonst mit der Kirche nichts zu tun haben, darunter auch ein Muslim. Am Abend war die Twallfahrt sogar der Hauptausgabe der Tageschau auf eigene Initiative hin einen längeren Beitrag wert. Der Anlass selbst und die Impulse wurden über Twitter im gesamten deutschsprachigen Raum verbreitet.

„Twallfahrt“ war an diesem Tag der am zweitmeisten genannte Begriff in der Twitterwelt. Geschlagen wurde er nur von „Sarrazin“, dessen umstrittenes Buch am selben Tag veröffentlicht wurde. Als wir am Schluss der Twallfahrt aus der Klosterkirche herauskamen, fragte mich der Muslim, immer noch ganz beeindruckt vom prächtigen Barockraum, ob die Kirchen innen alle so aussähen. Unsere Klosterkirche war die erste Kirche, die er in seinen dreißig Lebensjahren in Deutschland und der Schweiz von innen gesehen hatte.

## **Heikles darf kontrovers diskutiert werden**

Die Menschen erleben in Klöstern und Wallfahrtszentren eine Kirche, die lebt. Kaum jemand ist im Verlauf des Jahres einmal allein in unserer Klosterkirche. Betende Menschen, brennende Kerzen und Votivtafeln zeugen von der Lebendigkeit des Ortes. Die liturgischen Zeiten sind sichtbar und erfahrbar in der Gestaltung und Ausschmückung des Kirchenraumes.

In der Klosterkirche trifft sich die Klostersgemeinschaft sechsmal am Tag zum Gottesdienst. Die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass Besucherinnen und

Besucher die betende Gemeinschaft erleben und so selbst in die Glaubensgemeinschaft einbezogen werden. Besonders zur Zeit der Vesper, die wir am späten Nachmittag feiern, sind jeweils viele Menschen im Kirchenschiff. Wenn immer möglich begrüße ich sie vor Beginn des Gottesdienstes und lade sie zum Mitfeiern ein. Hinweise zur liturgischen Zeit, zum Fest oder zum Gebet werden aufmerksam und dankbar aufgenommen.

Viele Gläubige entscheiden sich bewusst für die Feier der Eucharistie in Klöstern und Wallfahrtszentren, weil in ihrer Pfarrei keine Eucharistiefeier (mehr) stattfindet oder weil sie den Eindruck haben, dass die Liturgie in ihrer Pfarrei auf eine Art und Weise gefeiert wird, die nicht der Absicht der Kirche entspricht. Klöster und Wallfahrtszentren sind so für viele gewissermaßen Garanten für würdig gestaltete Feiern.

Viele Pilgergruppen und auch einzelne Pilgerinnen und Pilger begegnen Mönchen, sei es bei Begrüßungen, bei Führungen oder zu Gespräch und Austausch. Im Kirchenraum finden auch immer wieder Konzerte statt, die bewusst mit der entsprechenden Hinführung oder mit Meditationen als geistliche Konzerte gestaltet werden.

Das Kloster lädt zu Gesprächen ein, bei denen heikle Themen zur Sprache kommen und kontrovers diskutiert werden dürfen. Prominente Persönlichkeiten aus Kirche und Gesellschaft scheuen sich an einem solchen Ort nicht vor Auseinandersetzungen.

Jahr für Jahr verbringen rund 1.000 Gäste ein paar Tage im Kloster und teilen mit der Mönchsgemeinschaft den Alltag. Darunter sind auch viele junge, suchende Menschen, die sonst kaum Kontakt mit der Kirche haben. Sie sind neugierig und aufnahmebereit und lernen nicht selten in wenigen Tagen mehr über die Kirche als in vielen Religionsstunden während der Schulzeit. Die meisten Gäste sind überrascht, dass Glaube und modernes Leben keine Gegensätze sein müssen. Sie staunen auch darüber, wie demokratisch das Leben in einem Kloster gestaltet ist. Der Abt wird von der Gemeinschaft gewählt und alle wichtigen Entscheidungen werden von der Gemeinschaft in geheimen Abstimmungen gefällt.

Die Gäste entdecken Kirche als weitaus vielfältiger und offener, als sie dies vermutet haben. Es leuchtet ein: Was die Kirche in Klöstern als Selbstverständlichkeit über Jahrhunderte hinweg respektiert und was sich auch bewährt hat, das könnte auch in anderen kirchlichen Institutionen Anwendung finden. Klöster bieten durch über Jahrhunderte bewährte Lebensweise neue Möglichkeiten und eröffnen Zukunftsperspektiven.

Im Klosterladen finden die Pilgerinnen und Pilger neben Wallfahrtsandenken und verschiedenen Produkten des Klosters eine reiche Palette an

religiöser Literatur. Wer sich auf den Weg zu einem Wallfahrtsort macht, ist dankbar für jede Unterstützung in seinem religiösen Suchen.

## **Wo der Glaube lebt**

Glauben lernen können wir Menschen normalerweise dort, wo Glaube lebt. Für viele Menschen unserer Zeit sind das Klöster und Wallfahrtszentren. Sind wir uns dessen überhaupt bewusst? Nutzen wir diese Chance genügend? Ist die Kirche als Ganze dafür dankbar und macht sie diese Erfahrungen für andere Institutionen fruchtbar? In Klöstern und Wallfahrtszentren erfahren Menschen unserer Zeit eine Kirche, die da ist, eine Kirche, die hört und eine Kirche, die lebt. Und sie tragen diese Erfahrungen in ihre Familien, an ihren Arbeitsplatz, in ihren Freundeskreis – und hoffentlich auch in ihre Pfarreien.



### Sr. Dr. Corona Bamberg OSB

Geboren 1921 in Fürth, Bayern; Studium der Klassischen Philologie, Germanistik und Philosophie in Berlin; 1945 Promotion zum Dr. phil.; im selben Jahr Eintritt in die Benediktinerinnenabtei vom Heiligen Kreuz in Herstelle an der Weser ein; 1947 Ablegung der Profess; seitdem Mitarbeit in vielen kirchlichen Gremien; als Schriftstellerin und in der Kurs- und Rundfunkarbeit tätig; 1972–1974 Beraterin/Synodalin bei der Gemeinsamen Synode der westdeutschen Bistümer („Würzburger Synode“); von 1991–1998 Beraterin der Pastoralcommission der Deutschen Bischofskonferenz; seit 1981 Mitglied der Bayerischen Benediktinerakademie.  
Anschrift: Carolus-Magnus-Straße 9, D-37866 Beverungen, Deutschland.

## Was ich noch sagen wollte

### Lebensrückblick einer Benediktinerin

Man sieht es an den Todesanzeigen: Meine Generation verabschiedet sich. Nicht selten trifft es exakt meinen Jahrgang, bisweilen auf den Tag genau. Zwar meint der große Einstein, Zeit sei Illusion. Aber neunzig Lebensjahre sind keine Illusion. Sie sind spürbares Faktum. Abschied ist angesagt. Es ist in etwa so wie nach einem schönen Abend: Jemand hilft einem in den Mantel und man dreht sich nochmals um: „Was ich noch sagen wollte ...“ Dann bleibt man im Flur stehen und erzählt, wozu bisher noch keine Gelegenheit war. So ähnlich denke ich mir das Folgende.

Die Begrüßung des Nachkömmlings durch die beiden Brüder fiel unterschiedlich aus. „Du, Mutter, warum sind das nicht zwei?“, meinte der Jüngere – wie bei Geschenken sonst üblich. Deutlich kühler und knapp am Rand des „Annahme verweigert“ der Ältere: „Jetzt wollen wir aber dann keines mehr!“ Später fiel das Urteil einhellig aus: „Die ist aber verwöhnt!“ So hat man es mir überliefert.

### Jugend wie gehabt

Selbsterlebtes reicht nicht so weit zurück. Ein leises liebes Einschlaflied der Mutter hält sich als früheste Erinnerung. Ein paar Jahre später dann hat man mich „Blumennudel“ genannt. Das lässt damals Rundliches vermuten

und Zuneigung zur blühenden Umwelt. Floristin war ein – vorübergehender – Berufswunsch. Nicht vorübergehend waren Musik und Liebe zum Wort. Im Alter von sieben Jahren durfte ich dem Augsburger Konservatoriumsdirektor vorsingen: „Kommt a' Vogerl geflogen ...“ Es scheint gefallen zu haben. Das Urteil: „Das kann was werden – die Musik kommt von innen.“ Das ist noch heute so. Klavier und Geige, später Orgel, wurden zur Leidenschaft. Zeitweise schwebte mir Musik als Beruf vor. Als es soweit war, fiel die Entscheidung anders aus. Die Liebe ist geblieben.

Inzwischen habe ich fast das ganze zwanzigste Jahrhundert miterlebt. Die Jugend im süddeutschen Augsburg kann ich übergehen. Sie war so wie bei vielen damals, im so genannten „Dritten Reich“. Nur gab es katholische Jugendbewegung statt BDM. Mit Kriegsbeginn endete die Zeit im Gymnasium, wir wurden in den Reichsarbeitsdienst geschickt. Das Abiturzeugnis fiel vermutlich deshalb so gut aus, weil wir mitten im Abschlussjahr ohne Reifeprüfung entlassen wurden: „Hinter Ihnen schließen sich donnernd die Tore der Bildung“, kommentierte missbilligend unser Deutschlehrer.

Der Arbeitsdienst war mir durch und durch zuwider; nach vier Monaten wurde ich krank und wurde entlassen. Mein Glück! Ich konnte ein Semester früher mit dem Studium beginnen. Zum Kummer meines k. u. k. Großvaters ging ich dann nach Berlin, zu den „Preußen“. Abgesehen von einigen auswärtigen Semestern (Freiburg im Breisgau, Münster, Würzburg) dauerte das Studium in der Reichshauptstadt gut fünf Jahre. Knapp vor Kriegsende konnte ich noch den Dr. phil. unter Dach und Fach bringen.

## **Gott und Welt – wie geht das zusammen?**

Heute sehe ich ganz klar, dass Berlin für mein Leben weichenstellend war. Nicht nur wegen der vorzüglichen Dozenten in meinen Fächern (Klassische Philologie, Germanistik, Geschichte und Philosophie), nicht nur wegen des erstklassigen Konzert- und Theater-Angebots, eher schon wegen vielen anderswo nicht möglichen Kontakten – Begegnungen mit prominenten Leuten, die alle keine Nazis waren, Streichquartette, Freundschaften, die in einem Fall darüber hinausgingen und ein Leben lang dauerten. Entscheidend wichtig wurde Berlin für mich aber dadurch, dass es mich wie nichts und niemand sonst konfrontiert hat mit meiner Grundfrage: Gott und Welt – wie geht das zusammen?

Kein Wunder, dass es da für die katholisch erzogene Provinzlerin Phasen der Glaubenszweifel gab, Phasen auch der Kirchendistanz und sogar der Gottentfremdung bis hin zur radikalen Entscheidung: Sterben oder Leben.



Trotz der Hilfe des Liturgikers und Benediktineroblats Johannes *Pinsk* (1891–1957), der mich als Choral­sängerin in seiner blühenden Gemeinde „Mater Dolorosa“ in Berlin-Lankwitz beheimatete und so in den Glauben zurückführte, schlug das Pendel in Richtung „Sterbenlernen“ aus. Tag für Tag bot das bombardierte Berlin entsprechendes Anschauungsmaterial. Nach mancherlei Erfahrungen, von denen ich hier nur den bis in zwei seltsame Träume hinein geahnten Tod meines Benediktinerbruders an der Ostfront erwähne (eine offizielle Bestätigung gab es erst Jahre später), bin ich am 8. Juli 1945 in die Abtei Herstelle/Weser eingetreten. Dort wollte ich sterben lernen, ganz bewusst. Heute sehe ich, dass ich gelernt habe zu leben.

## Leben lernen

Natürlich war das kein bequemer Weg. Wer Bequemlichkeit sucht, soll ohnedies nicht ins Kloster gehen. Schon gar nicht in eine Benediktinerinnenabtei mit dem programmatischen Namen „vom Heiligen Kreuz“.

Die Kommunität Herstelle im Dreieck Kassel-Göttingen-Paderborn war geprägt durch Odo *Casel* OSB (1886–1948) aus Maria Laach, der seit 1922 als Spiritual das Fundament der Mysterientheologie gelegt hatte. Gut zweieinhalb Jahre lang habe ich diesen nicht alltäglichen Mönch bis zu seinem Tod an Ostern 1948 erlebt, nicht kritiklos wie die meisten Mitschwestern, aber doch sehr interessiert und dankbar. Denn was er zu vermitteln suchte, war bei mancher Einseitigkeit von großem Format. Für ihn war der Altar und also Christus mit seinem im Kult gegenwärtig gesetzten Heilswerk die Mitte; und so war für ihn Mönchsleben nicht bloß moralische Aszese, sondern Einweihung in das österliche Mysterium. „*To pascha pantote paschein* – immerzu das Pascha durchleiden“, überlieferte er als grundlegende Devise. Mönchsleben, so verstanden und eingeübt, konnte Antwort geben auf meine Sehnsucht, sterben zu lernen. Dadurch und darüber hinaus wartete aber das Leben – ein Leben allerdings ganz neuer Art.

Das mag poetisch oder sogar pathetisch klingen für heutige „un-mystische“ Ohren. Klosterleben ist weder poetisch noch pathetisch. Ich habe es erfahren, ich kann es bezeugen.

Nach harten Jahren der Eingewöhnung wurde ich krank. Gut zehn große Operationen haben meinen Weg sehr anders verlaufen lassen, als es von mir gedacht und von meiner Äbtissin geplant war. Schließlich landete ich beim Schriftstellern. Auch wurde ich jahrelang vom Rundfunk einge-

laden und, mit zunehmender Bekanntheit, auch sonst auf andere Bahnen geführt als auf die eines monastisch-kontemplativen Lebens im herkömmlichen Sinn. Namentlich das Zweite Vatikanische Konzil, das auch für Nonnen die Klausurhandhabung veränderte, ermöglichte eine ausgedehnte Vortragstätigkeit; sie läuft erst in meinem neunten Jahrzehnt aus.

## **Kontemplativ? Der Preis des Lebens ...**

Rückblickend zeigt sich mir zweierlei: Zum einen wurde ich durch diese ungewöhnliche Lebensfüzung zur Außenseiterin. Zum andern hätte ich das vorkonziliare „kontemplative“ Klosterleben wohl kaum durchgehalten. (Auch ein Bernhard von Clairvaux sei nur außerhalb der Klostermauern gesund gewesen, weiß die Überlieferung.)

Trotz schmerzlicher Erfahrungen kann ich nur dankbar sein, dass sich alles so gefügt hat. Es war mein Weg, auf dem die Kontemplation keineswegs auf der Strecke blieb, auf dem ich aber Mensch wurde, wenn auch um den Preis des (selbstgeplanten) Lebens. Inzwischen gehen nicht wenige ähnliche Wege, die bereits im 9. Jahrhundert der Mönch und Bischof Ansgar so charakterisiert hat – er allerdings nur für männliche Klosterleute: „*Intus monachus, foris apostolus* – im Inneren Mönch, nach außen Apostel.“

## **Friedrich Wulf SJ**

Maßgebend wurde für mich gut zwanzig Jahre lang der Chefredakteur der Zeitschrift „Geist und Leben“: Friedrich *Wulf* SJ (1908–1990). Er verstand sofort, was mich plagte. Dazu bedurfte es kaum der ersten Frage, die ich ihm beim Kennenlernen im Schriftstellerhaus der Jesuiten in München gestellt habe: „Wie kann man heute ein monastisches Leben führen?“ Mit dem Akzent auf „heute“.

Die Antwort kam nicht nur in kundigen und sensiblen Worten. P. Wulf handelte auch. Zunächst holte er mich als Dozentin an das Seminar der VOD (Vereinigung der Ordensoberinnen) für Ordensfrauen nach München – jeweils 14 Tage von 1969 bis 1990 habe ich dort mitgearbeitet. Er veröffentlichte erste Schreibversuche in seiner Zeitschrift, denen er selbst mindestens den letzten Schliff gab. Er inspirierte mich zu meinem Erstling „Was Menschsein kostet. Gedeutet aus der Erfahrung frühchristlicher Mönche“ (Echter, Würzburg 1971 ff.). Gedeutet aber auch aus eigenen Lebenserfahrungen, wodurch das Buch nicht zuletzt mir selbst zum Ventil wurde und Anklang fand bei unerwartet vielen Lesern, auch im Ausland.

Vor allem durch solche Veröffentlichungen wurde ich in weiteren Kreisen bekannt.

Friedrich Wulf hat mich bis zu seinem Tod begleitet. Er blieb mir zur Seite als Autor ebenso wie als spiritueller Berater und als Freund in einem monastischen Leben ohne Abstriche, natürlich auch nicht ohne Krisen.

## **Pastorale Aufgaben**

Die Bischofskonferenz berief mich 1972 in die „Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland“ (1971–1975). Schon vorher und namentlich nachher wurde ich Beraterin in verschiedenen Kommissionen, zuletzt in der „Pastoralkommission“. Als eine der ersten Frauen hat mich 1981 die Bayerische Benediktinerakademie aufgenommen. Auch sonst wurde ich im benediktinischen Milieu eingeladen: als Exerzitienbegleiterin verschiedener Mönchskonvente, als Referentin auf der Beuroner Äbtekonzferenz, auf dem Generalkapitel 1988 und bei der Salzburger Äbtekonzferenz 1991, zum Gestalten eines geistlichen Studientages 1984 in St. Ottilien, bei dem Äbte und Prioren aus der ganzen Welt das hundertjährige Jubiläum der Kongregation feierten. Dabei lasse ich viele Vorträge und Tagungen anderer Ordensgemeinschaften oder Ordensstage unerwähnt. Hinweisen möchte ich nur noch auf etliche Beiträge für katholische Akademien – München, Augsburg, Köln, Hamburg, Berlin – und auf die dreimalige Einladung zu Vorlesungen bei den Salzburger Hochschulwochen. Speziell diese Veranstaltungen haben meinen menschlichen und theologisch-spirituellen Horizont über die Ordensproblematik und -spiritualität hinaus geweitet und geprägt.

Entsprechende Erfahrungen durfte ich dann bei einem internationalen Ordenskongress in Rom einbringen und auch bei einem Kongress der kontemplativen Frauengemeinschaften Frankreichs in Straßburg, wo nicht nur das Französische der deutschen Referentin verstanden wurde, sondern sogar der Inhalt ihrer Ordenstheologie. Ähnlich erging es mir in Antwerpen auf dem Generalkapitel der mehrheitlich amerikanischen Alexianerbrüder.

Bei dieser vom Üblichen abweichenden Position war mir besonders wichtig, dass ich auch für die Gäste des eigenen Klosters und für die Hersteller Mitschwestern gelegentlich etwas anbieten durfte. Von der Publikation etlicher Bücher sei nur der jüngste Versuch über „Askese“ in der Reihe „spuren“ erwähnt (EOS-Verlag St. Ottilien).

Gedrucktes wirkt im allgemeinen nachhaltiger als das gesprochene Wort. Eine Ausnahme bilden da meine Rundfunksendungen im WDR, im Bay-

erischen Rundfunk, im Deutschlandfunk, in der Deutschen Welle und bei Radio Vatikan. Sie haben überraschend viele erreicht, die teilweise bis heute in Kontakt mit mir geblieben sind.

## **Ungewollt, aber verfügt**

Im Rückblick sehe ich noch deutlicher, dass ich nichts dazu getan habe, um bekannt zu werden. Es war ungewollt. Mir scheint heute lediglich, dass ich die Nase vorn hatte. Und außerdem lag es mir. Ein so streng klausuriertes Leben entspricht übrigens, bei Licht besehen, gar nicht der Regel Benedikts. Sie stellt ja Mönchsleben „unter die Führung des Evangeliums“ (vgl. RPro 121). Damit verweist sie eindeutig auf christliche Weltverantwortung – ein Auftrag, dem auch Nonnen nicht entkommen können, zumal nicht nach dem Konzil. Im Ordensdekret „*Perfectae caritatis*“ wurde – nach heißem Ringen – bekanntlich klar unterschieden zwischen den „rein kontemplativen“ Gemeinschaften und den Klöstern, die als „Pflanzstätten zur Auferbauung des christlichen Volkes“ eine apostolische und caritative Arbeit übernommen haben (PC 9), wobei natürlich die „vornehmste Aufgabe der Mönche“, das liturgische Opus Dei, nicht vernachlässigt werden darf. Was ich damals getan habe, ist also legitim und im Sinn der vom Konzil wie von der bundesdeutschen Synode empfohlenen Rückbesinnung auf die Ursprünge.

In meinem Leben hat kaum je Beliebigkeit den Ton angegeben. Das Unübliche daran stand und steht auf solidem Fundament. Nur hat es der Entwicklung zeitlich vorgegriffen. Solche Vorgriffe bringen Spannung mit sich, Unverständnis und bisweilen etwas wie Zerreißproben. An einem dieser kritischen Punkte wurde mir von wohlwollender, ja freundschaftlicher Seite nahegelegt, darüber nachzudenken, ob mein Platz wirklich im Kloster sei. Im Klartext: „Sie gehören nicht ins Kloster.“

## **Austrittsgedanken?**

Ich habe darüber nachgedacht. Aber nie, wirklich nie konnte ich mir für mich einen Austritt vorstellen. Zu tief war die Berufung verwurzelt. Zu eindeutig half mir das Klosterleben, Mensch zu werden. Zu authentisch lernte ich in Herstelle leben. Hier zeigte sich wie kaum sonst wo: Ich hatte gewählt zwischen Sterben und Leben. Ich war angetreten mit dem Entschluss zu sterben. Und ich hatte erkannt, dass Sterben hier Leben hieß. Die Garantie dafür gab mir das Kreuz. Für Christi Los hatte ich mich

entschieden, sein Mysterium hat mich ergriffen. Mit Paulus wollte und will ich Christus erkennen und die Macht seiner Auferstehung; „Sein Tod soll mich prägen“ (*Phil 3,10 ff.*). Da gibt es kein Zurück, nur das Sich-Ausstrecken nach dem, was vor mir liegt.

Wer diesen „Griff“, dieses „Er-griffensein“ nie erfahren hat, kommt hier nicht mehr mit. Hat er aber diese Erfahrung gemacht, braucht es kein Argument mehr. Da gilt nur mehr die einzige Gewissheit, die es für uns Menschen gibt: die Gewissheit des Glaubens.

### **Keine Soft-Spiritualität**

Natürlich geht es auch so nicht ohne Anfechtungen und Zweifel. Mönchsleben ist „labor“, wussten die frühchristlichen Mönche; und „labor“ bedeutet nicht nur Mühe und Arbeit, sondern Kampf. Auch mein Leben war und ist Kampf. Meinen klösterlichen Namen, den ich bereits bei der Taufe erhielt (was meine damalige Äbtissin bei der Namensgebung nicht wusste!) übersetze ich lieber nicht mit „Krone“, sondern mit „Kranz“. Dabei steht der „Siegeskranz“ vor Augen, um den es im Wettkampf geht wie auch im Martyrium derer, die um den „großen Preis“ (*1 Kor 6,20*) ihres Lebens ihr Zeugnis für Christus einlösen wollen. Von alters her rechnete man dazu das Mönchsleben, man nannte es „unblutiges Martyrium“. Auch hier, im Mönchsleben, findet man keine „billige Gnade“ (Dietrich *Bonhoeffer*).

In meinem langen Klosterdasein gab es nicht nur einen marginalen Kampf. Es gab den Kampf zentral und als Dauerauftrag: mit Autorität und Gehorsam, mit den ständigen Einordnungen in eine lebenslange Gemeinschaft, die dem Verlangen nach persönlicher Lebensgestaltung fortwährend Schranken setzt, mit der Durchschnittlichkeit vieler Mitschwestern – wobei die eigene Inkonsequenz nicht selten als der berühmte „Balken“ übersehen wurde. Vor allem gab es den Kampf mit dem zählebigen Ich und seinen abgründigen Zwiespältigkeiten und Versuchungen.

Gab es den Kampf mit unbewältigter Sexualität? Es gab ihn, wenn auch nicht so, wie viele von außerhalb vermuten würden. Unbewältigte Sexualität äußerte sich vor allem im aggressiven oder inhumanen Umgang mit anderen, ohne dass der Zusammenhang erkannt wurde. Denn Sex, wie er heute verstanden wird, war in meinem Klosterleben lange kein Thema. Er wurde sublimiert – Christus als „*sponsus ecclesiae*“ – oder verdrängt. Wer vor seinem Eintritt entsprechende Erfahrungen gemacht hatte, wurde auf dessen Unverträglichkeit mit ehelosem Leben um des Himmelreiches willen hingewiesen. Man hütete sich von da an, das Thema auch nur zu streifen.

Man geriet ja bei irgendwelchen Beziehungen allzu leicht unter Verdacht. So etwas wie Freundschaft, gar zwischen Priestern und Ordensfrauen, wurde lange für etwas gehalten, was mit neunzigprozentiger Sicherheit schiefgehen musste.

Inzwischen hat sich auf diesem Gebiet Wesentliches geändert. So gelten Tagungen über eine „Theologie des Leibes“ oder über „Ehelosigkeit im klösterlichen Leben“ nicht von vornherein als verdächtig. Das Kapitel „Der freundschaftliche Mensch“ in meinem Buch „Was Menschsein kostet“ fand auffallend starken Anklang. Ganz allgemein redet man über die Zweieinheit des Menschen, über Gottes Ebenbild als Mann und Frau, sogar über den Eros, und zwar als positive Kraft. Man vermittelt dadurch etwas von der Schönheit der „Doppelausgabe“ des Menschen und von der Größe des Opfers, im Verzicht darauf für Gottes Reich und Ruf zu zeugen. Man erlebt im Sprechzimmer und in der Korrespondenz viel Vertrauen, so dass man konkreten Einblick bekommt in die Freuden, aber auch Probleme so mancher Ehe; man wird ernst genommen und um Rat gebeten. Man lernt endlich auch da, Mensch zu werden; man lernt wenigstens anfanghaft, gerade in diesem Kernbereich „täglich für das Leben sterben“ (Diadochos von Photike).

Mit aller Diskretion darf ich sagen, dass mir hier wohl am meisten Friedrich Wulf zu einer guten Unbefangenheit geholfen hat. Natürlich fällt auch ins Gewicht, dass ich mit zwei (älteren) Brüdern aufgewachsen bin und schon gar nicht als Einzelkind.

Was P. Wulf angeht, so lernte ich in ihm einen Priester und Ordensmann kennen, mit dem mich nicht nur Sympathie verbunden hat, sondern eine Vielzahl sachlicher Interessen. Bis zu seinem Tod, also über zwanzig Jahre, war es die gemeinsame Arbeit – Ordens- und Mönchsleben, Spiritualität, Anthropologie und dergleichen –, die das gegenseitige Kennenlernen eher nebenbei ermöglichte, sozusagen „auf dem Rücken objektiver Gegebenheiten“. Als die Beziehung sich in Richtung Freundschaft entwickelte, war sie in jeder ihrer Phasen gehalten durch sachliche Fragen und Probleme. Gehalten allerdings auch dadurch, dass beide durch ihre Berufung gebunden waren, eine Gebundenheit, um die auch inhaltlich die reflektierende Arbeit kreiste. So kann ich diese Beziehung ohne Einschränkung „Freundschaft“ nennen, an der beide gewachsen sind, aus der aber auch nicht unwichtige Reformimpulse und Veröffentlichungen reifen durften.

So konnte ich anderen raten und wohl auch helfen, die mit ungelösten Schwierigkeiten auf diesem Gebiet zu ringen hatten und nicht selten darum ihre Gemeinschaft verließen und verlassen. Bei solchen Gesprächen habe

ich nicht nur einmal die Verwunderung darüber mitbekommen, dass ich „hinter den Klostermauern“ so viel über das Leben „in der Welt“ wusste.

## Freude und Frucht

Wer auf die 90 zugeht, darf wohl versuchen, eine Art Bilanz zu ziehen. Als erstes meine ich, dass mein Leben nicht ganz vergeblich war. Zwar drängt sich mir mit zunehmendem Alter der Eindruck auf, dass ich vieles versäumt habe und noch mehr nicht weiß. Das lässt mich bisweilen geizen mit der noch verbleibenden Zeit. Es lässt mich aber auch in einem guten Sinn resignieren, will heißen: Versäumtes auf sich beruhen lassen und sich zufrieden geben. Auch so war mein Leben reich genug. Fehltritte und Umwege, Inkonsequenzen und ausdrücklich auch Schuld sind mir gewiss nicht erspart geblieben; ich nehme sie nicht leicht, aber ich kann sie loslassen und dem übergeben, der alle Sünde auf sich nimmt und barmherzig ist. Wenig leicht fällt das Wissen, dass ich es anderen gelegentlich schwer gemacht habe, dass ich also zu wenig geliebt habe.

Mit den Jahren treten die Schwach- und Schadstellen deutlicher hervor, an manchen Tagen scheint nicht viel Gutes übrig zu bleiben. Doch immer lebt in mir eine tiefe Dankbarkeit. In allem Auf und Ab, in allen Irrungen und Wirrungen hält sich ein Ton durch, nicht nur richtungweisend, sondern schön für das Ganze. Wie kann man so etwas „verdienen“?

Ich weiß, dass viele Menschen Mühe haben, in ihrem Leben so etwas wie Sinn oder doch wenigstens einen Plan zu entdecken. Auch mir gelingt das keineswegs immer. Es gibt aber Augenblicke, die nicht nur im Rückblick einen Durchblick erlauben. Da steht man plötzlich vor einem unglaublichen Wunder. Man hat es damals, oft vor vielen Jahren, für einen Trümmerhaufen gehalten. Und plötzlich hat es einen wie ein Blitz getroffen: So war das gemeint! Was wie Totalschaden ausgesehen hat, war Neubeginn. Was einem wie Bruchlandung vorkam, war die einzig mögliche Rettung. Die Abfuhr entpuppte sich als Zusage, das Missverständnis hat den Weg frei gemacht zu unverhoffter Verständigung, die Schuld führte zu bleibender Versöhnung. Und so noch vielerlei, man kommt an kein Ende.

Noch einmal: Solche Durchblicke werden nicht an jedem Tag geschenkt. Oft liegen lange öde Durststrecken dazwischen. Aber wem das Glück oder besser die Gnade auch nur einmal begegnet ist, der kann sich darauf einstellen, dass es wieder „blitzt“. Der kennt die Unterbrechung, die hinter den Kulissen wartet und jederzeit glücklich durchbrechen kann. So lebt er in Erwartung und trägt im Innersten das große und unzerstörbare

Staunen, das wesentlich zum Menschen gehört. Und dem zeigt sich, wenigstens am Horizont, eine Lösung der Grundfrage nach dem Zusammen von Gott und Welt. Meister Eckhart nennt die Lösung „Gelassenheit“ und meint damit, dass nicht nur das Ich, sondern auch Gott und Welt zu lassen sind, indem man sich Gott lässt.

Das auf jeden Fall wollte ich noch sagen. Ich habe erfahren, dass mein Leben etwas mit Gnade zu tun hat. Oder deutlicher: Mein Leben ist eine einzige Gnade! Ursprünglich und mit zunehmendem Alter wollte ich anderen vermitteln, dass ich dankbar bin und warum. Allmählich schält sich heraus, wem der Dank gilt und was für einen Grund er hat. Noch bin ich nicht so weit, dass jeder entziffern kann, wer da gemeint ist. Das „Ich“ ist noch zu laut, es will noch zu viel selbst machen und leisten. Aber da ich zu einer Generation gehöre, die sich verabschiedet, wird – so hoffe ich – das noch Störende von selbst abfallen oder barmherzig genommen werden.

„In meiner Todesstunde rufe mich“, bete ich oft. Die Stunde kann nicht mehr so fern sein, in der Er selbst, der Rufende, hinzutritt und vollbringt, was ich nicht kann.

Erstveröffentlichung: Stimmen der Zeit 4/2011



## „Offen sein für die Anliegen der Welt“

Ansprache von Papst Benedikt XVI. am 25. September 2011 bei der Begegnung mit engagierten Katholiken aus Kirche und Gesellschaft im Konzerthaus in Freiburg/Breisgau

*Vom 22. bis 25. September 2011 besuchte Papst Benedikt XVI. seine Heimat Deutschland. Seine 21. Auslandsreise führt ihn in das Erzbistum Berlin, in das Bistum Erfurt und das Erzbistum Freiburg. Höhepunkte seines Besuches, der unter dem Motto „Wo Gott ist, da ist Zukunft!“ stand, waren unter anderen die Rede im Deutschen Bundestag, das ökumenische Treffen und der ökumenische Gottesdienst in Erfurt mit den Mitgliedern des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, die Begegnung mit Vertretern der Juden und der Muslime, der orthodoxen Kirchen und des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken und eine Gebetsvigil mit Tausenden Jugendlichen in Freiburg. Der Papst hat sich auch mit fünf Frauen und Männern getroffen, die als Minderjährige durch kirchliche Mitarbeiter sexuell missbraucht wurden. An den Gottesdiensten mit Papst Benedikt haben 360.000 Menschen teilgenommen.*

*Die Ordensnachrichten dokumentieren die Ansprache des Papstes im Freiburger Konzerthaus, in der er Überlegungen über das Wirken der Kirche in einer säkularisierten Gesellschaft dargelegt und dazu aufforderte, von materiellen und politischen Lasten frei zu sein, um transparenter zu sein für Gott.*

Verehrter Herr Bundespräsident, Herr Ministerpräsident, Herr Oberbürgermeister, verehrte Damen und Herren, liebe Mitbrüder im Bischofs- und Priesteramt!

Ich freue mich über diese Begegnung mit Ihnen, die Sie sich in vielfältiger Weise für die Kirche und für das Gemeinwesen engagieren. Dies gibt mir eine willkommene Gelegenheit, Ihnen hier persönlich für Ihren Einsatz und Ihr Zeugnis als „kraftvolle Boten des Glaubens an die zu erhoffenden Dinge“ (*Lumen gentium*, Nr. 35) ganz herzlich zu danken: So nennt das Zweite Vatikanische Konzil Menschen, die wie Sie sich um Gegenwart und Zukunft aus dem Glauben mühen. In Ihrem Arbeitsumfeld treten Sie bereitwillig für Ihren Glauben und für die Kirche ein, was – wie wir wissen – in der heutigen Zeit wahrhaftig nicht immer leicht ist.

Seit Jahrzehnten erleben wir einen Rückgang der religiösen Praxis, stellen wir eine zunehmende Distanzierung beträchtlicher Teile der Getauften vom kirchlichen Leben fest. Es kommt die Frage auf: Muss die

Kirche sich nicht ändern? Muss sie sich nicht in ihren Ämtern und Strukturen der Gegenwart anpassen, um die suchenden und zweifelnden Menschen von heute zu erreichen?

Die selige Mutter Teresa wurde einmal gefragt, was sich ihrer Meinung nach als erstes in der Kirche ändern müsse. Ihre Antwort war: Sie und ich!

## **Kirche sind wir alle – und wir alle haben immer neu Anlass zur Änderung**

An dieser kleinen Episode wird uns zweierlei deutlich. Einmal will die Ordensfrau dem Gesprächspartner sagen: Kirche sind nicht nur die anderen, nicht nur die Hierarchie, der Papst und die Bischöfe; Kirche sind wir alle, wir, die Getauften. Zum anderen geht sie tatsächlich davon aus: Ja, es gibt Anlass zur Änderung. Es ist Änderungsbedarf vorhanden. Jeder Christ und die Gemeinschaft der Gläubigen als Ganzes sind zur stetigen Änderung aufgerufen.

Wie soll diese Änderung konkret aussehen? Geht es um eine Erneuerung, wie sie etwa ein Hausbesitzer durch die Renovierung oder den neuen Anstrich seines Anwesens durchführt? Oder geht es hier um eine Korrektur, um wieder auf Kurs zu kommen sowie schneller und geradliniger einen Weg zurückzulegen? Sicher spielen diese und andere Aspekte eine Rolle und hier kann nicht von alledem die Rede sein. Aber was das grundlegende Motiv der Änderung betrifft, so ist es die apostolische Sendung der Jünger und der Kirche selbst.

Dieser ihrer Sendung muss die Kirche sich nämlich immer neu vergewissern. Die drei synoptischen Evangelien lassen verschiedene Aspekte des Sendungsauftrags aufleuchten: Die Sendung gründet zunächst in der persönlichen Erfahrung: „Ihr seid meine Zeugen“ (*Lk* 24,48); sie kommt zum Ausdruck in Beziehungen: „Macht alle Menschen zu meinen Jüngern“ (*Mt* 28,19); und sie gibt eine universelle Botschaft weiter: „Verkündet das Evangelium allen Geschöpfen“ (*Mk* 16,15). Durch die Ansprüche und Sachzwänge der Welt aber wird dieses Zeugnis immer wieder verdunkelt, werden die Beziehungen entfremdet und wird die Botschaft relativiert. Wenn nun die Kirche, wie Papst Paul VI. sagt, „danach trachtet, sich selbst nach dem Typus, den Christus ihr vor Augen stellt, zu bilden, dann wird sie sich von der menschlichen Umgebung tief unterscheiden, in der sie doch lebt oder der sie sich nähert“ (*Enzyklika Ecclesiam Suam*, Nr. 60). Um ihre Sendung zu verwirklichen, wird sie auch immer wieder Distanz zu ihrer Umgebung nehmen müssen, sich gewissermaßen „entweltlichen“.

Die Sendung der Kirche kommt ja vom Geheimnis des Dreieinigen Gottes her, dem Geheimnis seiner schöpferischen Liebe. Und die Liebe ist nicht nur irgendwie in Gott, er selbst ist sie, ist vom Wesen her die Liebe. Und die göttliche Liebe will nicht nur für sich sein, sie will sich ihrem Wesen nach verströmen. Sie ist in der Menschwerdung und Hingabe des Sohnes Gottes in besonderer Weise auf die Menschheit, auf uns zugekommen, und zwar so, dass Christus, der Sohn Gottes, gleichsam aus dem Rahmen seines Gottseins herausgetreten ist, Fleisch angenommen hat, Mensch geworden ist, nicht nur, um die Welt in ihrer Weltlichkeit zu bestätigen und ihr Gefährte zu sein, der sie so lässt, wie sie ist, sondern um sie zu verwandeln. Zum Christusgeschehen gehört das Unfassbare, dass es – wie die Kirchenväter sagen – ein *sacrum commercium*, einen Tausch zwischen Gott und den Menschen gibt.

Die Väter legen es so aus: Wir haben Gott nichts zu geben, wir haben ihm nur unsere Sünde hinzuhalten. Und er nimmt sie an und macht sie sich zu Eigen, gibt uns dafür sich selbst und seine Herrlichkeit. Ein wahrhaft ungleicher Tausch, der sich im Leben und Leiden Christi vollzieht. Er wird Sünder, nimmt die Sünde auf sich, das Unsrige nimmt er an und gibt uns das Seinige. Aber im Weiterdenken und Weiterleben im Glauben ist dann doch deutlich geworden, dass wir ihm nicht nur Sünde geben, sondern dass er uns ermächtigt hat, von innen her die Kraft gibt, ihm auch Positives zu geben: unsere Liebe – ihm die Menschheit im positiven Sinn zu geben. Natürlich, es ist klar, dass nur Dank der Großmut Gottes der Mensch, der Bettler, der den göttlichen Reichtum empfängt, doch auch Gott etwas geben kann; dass Gott uns das Geschenk erträglich macht, indem er uns fähig macht, auch für ihn Schenkende zu werden.

### **Die Kirche ist ständig in Bewegung und muss sich immer in den Dienst ihrer Sendung stellen**

Die Kirche verdankt sich ganz diesem ungleichen Tausch. Sie hat nichts aus Eigenem gegenüber dem, der sie gestiftet hat, so dass sie sagen könnte: Dies haben wir großartig gemacht! Ihr Sinn besteht darin, Werkzeug der Erlösung zu sein, sich von Gott her mit seinem Wort durchdringen zu lassen und die Welt in die Einheit der Liebe mit Gott hineinzutragen. Die Kirche taucht ein in die Hinwendung des Erlösers zu den Menschen. Sie ist, wo sie wahrhaft sie selber ist, immer in Bewegung, muss sich fortwährend in den Dienst der Sendung stellen, die sie vom Herrn empfangen hat. Und deshalb muss sie sich immer neu den Sorgen der Welt öffnen, zu der sie ja selber

gehört, sich ihnen ausliefern, um den heiligen Tausch, der mit der Menschwerdung begonnen hat, weiterzuführen und gegenwärtig zu machen.

In der geschichtlichen Ausformung der Kirche zeigt sich jedoch auch eine gegenläufige Tendenz, dass die Kirche zufrieden wird mit sich selbst, sich in dieser Welt einrichtet, selbstgenügsam ist und sich den Maßstäben der Welt angleicht. Sie gibt nicht selten Organisation und Institutionalisierung größeres Gewicht als ihrer Berufung zu der Offenheit auf Gott hin, zur Öffnung der Welt auf den Anderen hin.

Um ihrem eigentlichen Auftrag zu genügen, muss die Kirche immer wieder die Anstrengung unternehmen, sich von dieser ihrer Verweltlichung zu lösen und wieder offen auf Gott hin zu werden. Sie folgt damit den Worten Jesu: „Sie sind nicht von der Welt, wie auch ich nicht von der Welt bin“ (*Joh 17,16*), und gerade so gibt er sich der Welt. Die Geschichte kommt der Kirche in gewisser Weise durch die verschiedenen Epochen der Säkularisierung zur Hilfe, die zu ihrer Läuterung und inneren Reform wesentlich beigetragen haben.

Die Säkularisierungen – sei es die Enteignung von Kirchengütern, sei es die Streichung von Privilegien oder ähnliches – bedeuteten nämlich jedesmal eine tiefgreifende Entweltlichung der Kirche, die sich dabei gleichsam ihres weltlichen Reichtums entblößt und wieder ganz ihre weltliche Armut annimmt. Damit teilt sie das Schicksal des Stammes Levi, der nach dem Bericht des Alten Testaments als einziger Stamm in Israel kein eigenes Erbland besaß, sondern allein Gott selbst, sein Wort und seine Zeichen als seinen Losanteil gezogen hatte. Mit ihm teilte sie in jenen geschichtlichen Momenten den Anspruch einer Armut, die sich zur Welt geöffnet hat, um sich von ihren materiellen Bindungen zu lösen, und so wurde auch ihr missionarisches Handeln wieder glaubhaft.

## **Eine von materiellen und politischen Lasten und Privilegien befreite Kirche wird weltoffener und zeugnishafter**

Die geschichtlichen Beispiele zeigen: Das missionarische Zeugnis der entweltlichten Kirche tritt klarer zutage. Die von materiellen und politischen Lasten und Privilegien befreite Kirche kann sich besser und auf wahrhaft christliche Weise der ganzen Welt zuwenden, wirklich weltoffen sein. Sie kann ihre Berufung zum Dienst der Anbetung Gottes und zum Dienst des Nächsten wieder unbefangener leben. Die missionarische Pflicht, die über der christlichen Anbetung liegt und die ihre Struktur bestimmen sollte, wird deutlicher sichtbar. Sie öffnet sich der Welt, nicht um die Men-

schen für eine Institution mit eigenen Machtansprüchen zu gewinnen, sondern um sie zu sich selbst zu führen, indem sie zu dem führt, von dem jeder Mensch mit Augustinus sagen kann: Er ist mir innerlicher als ich mir selbst (vgl. Conf. 3, 6, 11). Er, der unendlich über mir ist, ist doch so in mir, dass er meine wahre Innerlichkeit ist.

Durch diese Art der Öffnung der Kirche zur Welt wird damit auch vorgezeichnet, in welcher Form sich die Weltoffenheit des einzelnen Christen wirksam und angemessen vollziehen kann.

Es geht hier nicht darum, eine neue Taktik zu finden, um der Kirche wieder Geltung zu verschaffen. Vielmehr gilt es, jede bloße Taktik abzulegen und nach der totalen Redlichkeit zu suchen, die nichts von der Wahrheit unseres Heute ausklammert oder verdrängt, sondern ganz im Heute den Glauben vollzieht, eben dadurch, dass sie ihn ganz in der Nüchternheit des Heute lebt, ihn ganz zu sich selbst bringt, indem sie das von ihm abstreift, was nur scheinbar Glaube, in Wahrheit aber Konvention und Gewohnheit ist.

Sagen wir es noch einmal anders: Der christliche Glaube ist für den Menschen allezeit – und nicht erst in der unsrigen Zeit – ein Skandal. Dass der ewige Gott sich um uns Menschen kümmern, uns kennen soll, dass der Unfassbare zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort fassbar geworden sein soll, dass der Unsterbliche am Kreuz gelitten haben und gestorben sein soll, dass uns Sterblichen Auferstehung und Ewiges Leben verheißen ist – das zu glauben ist für die Menschen allemal eine Zumutung.

Dieser Skandal, der unaufhebbar ist, wenn man nicht das Christentum selbst aufheben will, ist leider gerade in jüngster Zeit überdeckt worden von den anderen schmerzlichen Skandalen der Verkünder des Glaubens. Gefährlich wird es, wenn diese Skandale an die Stelle des primären Skandalon des Kreuzes treten und ihn dadurch unzugänglich machen, also den eigentlichen christlichen Anspruch hinter der Unbotmäßigkeit seiner Boten verdecken.

Umso mehr ist es wieder an der Zeit, die wahre Entweltlichung zu finden, die Weltlichkeit der Kirche beherzt abzulegen. Das heißt natürlich nicht, sich aus der Welt zurückzuziehen, sondern das Gegenteil. Eine vom Weltlichen entlastete Kirche vermag gerade auch im sozial-karitativen Bereich den Menschen, den Leidenden wie ihren Helfern, die besondere Lebenskraft des christlichen Glaubens zu vermitteln. „Der Liebesdienst ist für die Kirche nicht eine Art Wohlfahrtsaktivität, die man auch anderen überlassen könnte, sondern er gehört zu ihrem Wesen, ist unverzichtbarer Wesensausdruck ihrer selbst“ (*Enzyklika „Deus caritas est“*, Nr. 25). Aller-

dings haben sich auch die karitativen Werke der Kirche immer neu dem Anspruch einer angemessenen Entweltlichung zu stellen, sollen ihr nicht angesichts der zunehmenden Entkirchlichung ihre Wurzeln vertrocknen. Nur die tiefe Beziehung zu Gott ermöglicht eine vollwertige Zuwendung zum Mitmenschen, so wie ohne Zuwendung zum Nächsten die Beziehung zu Gott verkümmert.

Offensein für die Anliegen der Welt heißt demnach für die entweltlichte Kirche, die Herrschaft der Liebe Gottes nach dem Evangelium durch Wort und Tat hier und heute zu bezeugen, und dieser Auftrag weist zudem über die gegenwärtige Welt hinaus; denn das gegenwärtige Leben schließt die Verbundenheit mit dem ewigen Leben ein. Leben wir als einzelne und als Gemeinschaft der Kirche die Einfachheit einer großen Liebe, die auf der Welt das Einfachste und das Schwerste zugleich ist, weil es nicht mehr und nicht weniger verlangt, als sich selbst zu verschenken.

Liebe Freunde! Es bleibt mir, den Segen Gottes und die Kraft des Heiligen Geistes für uns alle zu erbitten, dass wir in unserem jeweiligen Wirkungsbereich immer wieder neu Gottes Liebe und sein Erbarmen erkennen und bezeugen können.

## Kontemplative Aufbrüche

*Kirche – Orden? Wie wird es weitergehen? Manchem wird nur schwarz vor Augen beim Schauen in die Zukunft. Br. Joachim Wrede OFMCap berichtet von seiner – nicht nur äußerlichen – Reise zu Orten, an denen Menschen etwas Neues wagen.*

Menschheit und Religion befinden sich in einer atemberaubenden Entwicklung. Ein Rückgriff auf traditionelle kirchliche Rezepte scheint nur in wenigen Fällen Erfolg zu verheißen. Ich bin überzeugt: Etwas Neues wird kommen! Ich setze auf die Kraft der Mystik/Kontemplation. Sie ist für mich der Schlüssel für eine gesunde Entwicklung. Seit nunmehr zehn Jahren gehe ich intensiv den inneren Weg. Als „Geländer“ hilft mir die einfache und direkte Methode der Zenmeditation.

Drei Projekte, die ich als kontemplative Aufbrüche bezeichnen möchte, habe ich in den letzten zwei Jahren besucht. Der Akzent liegt bei allen auf Kontemplation und eremitischen Elementen. Jeden der Orte durfte ich eine beziehungsweise zwei Wochen hautnah erleben. Alle laden Interessierte ein zum Mitleben. Ich möchte Neugierde wecken, herausreißen aus Lethargie, Zukunft aufweisen: Es geht weiter, wenn auch nicht in gewohnten Bahnen.

### Kreative „Moniale“

Im Herbst 2007 war ich zu Gast bei den Schwestern der monastischen Familie von Bethlehem im Kloster *Marienheide-Wollstein*, Stadt Waldkapfel/Hessen.\* Das idyllisch in einem einsamen Tal gelegene Hofgut wird seit dem Jahr 2000 als Kloster genutzt. In Deutschland angefangen haben die Schwestern einer 1951 gegründeten französischen Kongregation bereits in den Neunzigerjahren in der Lüneburger Heide. Doch der Ort wurde ihnen zu klein und zu laut. Sie wollten sich schon wieder ganz aus Deutschland zurückziehen, als sich durch Wohltäter dieser neue Ort am Naturpark Meißner-Kaufunger Wald auftat. Fast alle Weiden und Ackerflächen des ausladenden Talschlusses gehören zum Gelände des Klosters. Nach und

\* In Österreich sind die Schwestern von Bethlehem seit 1985 auf der Kinderalm in St. Veit im Pongau/Salzburg im Kloster „Maria im Paradies“ beheimatet.

nach richten sich die elf Schwestern nun hier ein. Eine neue Kirche, die die alte, zu kleine Hofkapelle ersetzen wird, konnte ich im Rohbau besichtigen. Die äußere Gestalt des Gebäudes lässt noch den ehemaligen Pferdestall vermuten. Das Innere weist Strukturelemente schlichter Kartäuserarchitektur auf, geschaffen für breit angelegte liturgische Feiern ostkirchlicher Art. Damit sind wesentliche Spiritualitätsstränge sichtbar in Kunst umgesetzt. Eine kreative, unkonventionelle Mischung aus verschiedenen Traditionen haben die bereits 500 Mitglieder zählenden „Monialen“ (wie sie sich selbst bezeichnen) zu einer neuen Einheit zusammengefügt. Elemente aus dem Brauchtum der Kartäuser stehen neben ostkirchlicher, eremitischer Tradition und Gemeinschaftsleben. Schweigen, immerwährendes Gebet, Fasten, stundenlange gesungene Liturgien orthodoxer Art, Einsamkeit und doch auch gemeinsame Übungen und Mahlzeiten gehören zu dieser neuen und zugleich traditionellen Art des Ordenslebens. Vielleicht ist ihr eigenwilliges Ordenskleid Ausdruck dafür. Zugrunde liegt der Habit der Kartäuser aus grobem Stoff. Der bei Ordensfrauen übliche Schleier allerdings verschwindet unter Skapulier und aufgesetzter Mönchskapuze.

## **Mitschweigen und Liturgie erleben**

Als Gast bei den Schwestern bekommt man im ehemaligen Bedienstetenhaus ein Zimmer mit Gebetsecke und Waschgelegenheit zugewiesen. Außer mir waren dort ein Ehepaar aus dem Förderkreis und zwei junge Priester aus der Diözese Erfurt. Um das Wohl der Gäste kümmert sich Pfortenschwester Marika. Die einfachen vegetarischen Gerichte werden dem Gast unauffällig in einem Korb vor die Tür gestellt. Priorin Sr. *Marie Ange* legt Wert darauf, regelmäßig ein Gespräch mit jedem Gast zu führen. Die Gäste sind eingeladen, von der Empore aus den ästhetisch schönen und mit Leidenschaft gesungenen Liturgien in der Kapelle beizuwohnen. Wer möchte, bekommt eine Arbeit im Garten zugewiesen. Zu Wanderung und Verweilen lädt die abwechslungsreiche Mittelgebirgslandschaft ein. Der Montag hat als Wüstentag keine vorgegebene Struktur. Ein idealer Ort, zur Ruhe zu kommen für Menschen, die sich religiös angesprochen fühlen durch feierliche Liturgie und Gesang, Natur und Einsamkeit. Eine aktive Teilnahme an der Liturgie ist allerdings nicht möglich. Wer eine Einführung in kontemplatives Beten sucht, wird Tipps vielleicht im persönlichen Gespräch bekommen können. Eine systematische Einführung ist nicht vorgesehen. Man sollte diesbezüglich schon Autodidakt sein.



## Sitzen im Zenstil

Im Frühjahr 2008 besuchte ich dann die *Zenklausen in der Eifel*. Zwei Frauen (Adelheid *Meutes* und Judith *Wilsing*) haben vor einigen Jahren einen kleinen Hof mit vier Hektar Land erworben. Nach und nach haben sie den Ort nach ihren Vorstellungen umgestaltet. Wohnhaus und Stall wurden zum Hauptwohnhaus ausgebaut. Ein neugebauter Meditationsaal, Zendo genannt, passt sich harmonisch und stufenförmig angelegt dem abschüssigen Gelände an. Freundliche große Fenster zeichnen das Herzstück der Anlage aus. Sie geben den Blick frei für Garten und Wald. Die Mitte des Raumes markiert ein Sandbecken, das mit wenigen Elementen stets neu gestaltet werden kann. Das besondere dieses Ortes allerdings sind die „Klausen“: sechs feste kleine Häuschen mit geräumigem Inneren (Wohnraum, Koch- und Essnische, Bad. Eine hochgelegene Empore ist im Giebel untergebracht und lässt sich durch eine Leiter erreichen). Einfach, aber gediegen eingerichtet, sind die Häuschen für eine einzelne Person fast zu groß. Sie können allerdings auch von zwei Personen belegt werden. Eine Hecke grenzt die dazugehörigen kleinen Grundstücke voneinander ab.

## Ohne Voraussetzungen mit Stille beginnen

Die Besitzerinnen des „Laien-Zen-Klosters“ laden ein zum Mitsitzen. Der Tag hat eine feste Ordnung mit jeweils eineinhalb Stunden Sitzen morgens und abends und einer gemeinsamen Wald-Gehmeditation. Gewisse Wochen und Tage werden besonders gestaltet. Es gibt Einkehrtage, Wochenenden der Stille, Jahreszeiten und Monatsretreats, spezielles Zentraining, Gehmeditation, Kurse Zen und Kunst, Wochenenden der Literatur und Philosophie ... Manche Kurse richten sich an Zen-Geübte, andere Kurse führen Ungeübte ein in die Meditation. Ausdrücklich wird spirituelle Begleitung angeboten. Das Essen holte ich mir, gleich eine ganze Tagesration, nach der Gehmeditation im Haupthaus ab, einfach und vornehmlich biologisch zubereitet. Wie in Wollstein hatte ich auch hier eine kleine Gartenarbeit zu tun, die täglich eine Stunde in Anspruch nahm. Anders als bei den Bethlehemschwwestern fand ich hier eine vorgegebene Meditationsmethode vor, die auch an Interessierte weitergegeben wird. Zen bietet in seiner Schlichtheit (Atem, Wort, Sitzen, Loslassen) einen einmaligen Rahmen, der sich so in seiner Nüchternheit und Klarheit in der westlichen Welt nicht hat entwickeln können. Alle vorhandenen Elemente kommen auch in westlichen Empfehlungen zur Meditation vor, werden aber nicht so klar und einfach

herausgearbeitet. Was viele Menschen heute anspricht, ist die Tatsache, dass der Übende nicht gewisse Voraussetzungen mitbringen muss. Konsequentes Gehen allein führt in die Erfahrung. Natürlich wird der Übende dabei umgestaltet – es kostet Anstrengung und ist nicht immer Zuckerschlecken.

Zen bedarf keines vorgeprägten theologischen Rahmens, sondern überrascht mit recht einfachen Bildern und Begriffen aus dem täglichen Leben. Nicht alle westlichen Lehrer verstehen es allerdings, den Kern herauszuschälen aus asiatisch-religiösem Kontext, in dem diese Meditationsart nun einmal groß geworden ist. Die Gäste der Zenklausen sind natürlich frei, auch andere Methoden zu praktizieren. Selbst als Beleghaus mit eigenem Begleiter bietet sich das Haus an. Allerdings wird großer Wert darauf gelegt, nur Gäste aufzunehmen, die konsequent einen inneren Weg gehen wollen. Kontemplation ist Arbeit!

Es freut mich zu sehen, dass hier Kontemplation sozusagen popularisiert ist und nicht nur gebunden an Ordensleben und seine Voraussetzungen. Es gibt heute viele Menschen, die intensiv spirituell leben möchten, sich aber nicht durch Ordensgelübde binden wollen oder können; eventuell auch keiner konkreten Konfession angehören. Anders als bei den Schwestern von Bethlehem ist der Gastbetrieb hier organisiert (Kosten, Bedingungen ...). Ein lohnender Aufenthalt für Menschen, die Natur und Sitzen in Stille, allein und in Gemeinschaft suchen. Derjenige, der es wünscht, bekommt Anregung und Impulse.

## **Kontemplativ und solidarisch**

Im August dieses Jahres durfte ich noch einen anderen Ort kennen lernen, an dem Kontemplation kreativ geübt wird, den *Franziskushof in Zehdenick/Brandenburg*. Obdachlosen Menschen eine Heimat zu geben war das Grundanliegen dieser von einem altkatholischen Franziskaner gegründeten Initiative, die um ein Haar untergegangen wäre, wenn nicht ein langjähriger Mitarbeiter das Projekt aufgegriffen hätte und ihm nun neue Akzente und Dynamik geben möchte. Frank, ein Mittvierziger aus dem Rheinland, Mitarbeiter im Klostercafé in Berlin, bringt einige Jahre Erfahrung von den Trappisten mit. Seine Liebe zur Liturgie des Stundengebetes und zum Sitzen im Zenstil macht er fruchtbar für den Kern der Gemeinschaft, drei Männer, die täglich zweimal 45 Minuten lang sitzen und gemeinsam dreimal täglich das Stundengebet singen. Die Atmosphäre des Schweigens prägt die gemeinsamen Mahlzeiten und den Tagesablauf. Zwei Frauen leben an Wochenenden mit und dann, wenn es ihnen ihre Arbeit im 60 Kilometer entfernten

Berlin erlaubt. Sieben bis neun ehemalige Obdachlose leben mit und bringen sich ein, so gut sie können. Ziegen, Gänse, Hühner, Garten möchten versorgt werden auf dem kleinen ländlichen Anwesen ... ein Wochenendrestaurant ... Einkäufe in der Stadt ... Renovierungsarbeiten ...

## Schlichte Holzhäuschen

Als zentrales Gebäude des Anwesens dominiert das ehemalige Bauernwohnhaus aus den Zwanzigerjahren. Hinzu kommt ein riesiges Stallgebäude aus der DDR-Zeit, das kaum genutzt wird, und ein Gebäude, in dem ein Raum für Gastbetrieb und im ersten Stock ein geräumiger Meditationsraum untergebracht sind. Ähnlich wie in Lautzerath gibt es sieben Holzhäuser, die allerdings nicht weit über die Ausstattung eines Gartenhauses hinausgehen und auch räumlich näher zusammenliegen. Im Sommer sind sie ohne weiteres bewohnbar. Im Winter wird es schwierig. Während meines Aufenthaltes wurden zwei Holzhäuschen von Kerstin, eine der zwei Frauen, fachmännisch isoliert. Die Hälfte der Häuschen werden von Insassen des Anwesens bewohnt, die andere Hälfte wird Gästen, die mitleben wollen, gern zur Verfügung gestellt. Unter den Gästen befanden sich zu meiner Zeit ein emeritierter Soziologieprofessor, eine Juristin, ein Sozialarbeiter ... Menschen, die wie ich Stille suchten, Gelegenheit zu Meditation, einen einfachen Lebensstil lieben, die eine ansprechende Liturgie schätzen ... und dies entweder – oder oder alles zugleich.

Wer den Tag über mitarbeitet, kann umsonst hier wohnen und essen. 15 Euro erbittet man in diesem Fall – Spenden willkommen. Ein kleiner Beitrag als Unterstützung für ein Projekt, das sich finanziell nur rachitisch über die Runden rettet, denn auch Kernmitglieder halten sich nur mit Hartz-4 Einkommen am Leben. Dabei ist der ererbte Konkurs noch nicht ausgestanden. „Wenn wir 30.000 Euro hätten, könnten wir Besitzverhältnisse klären“, hieß es. Vielleicht findet sich ein Wohltäter? Es wäre sehr zu wünschen.

„Nicht einfach, dem Franziskushof nach der großen Krise ein neues Gesicht zu geben“, meint Frank zu mir und skizziert einige Grundlagen: „Fest steht, dass Stille, Schweigen und Kontemplation in Form des Zensitens und des gesungenen Stundengebetes Zentrum der Kerngemeinschaft sein sollen. Gäste, die spirituell motiviert sind, sind herzlich willkommen. Natürlich haben ehemalige Obdachlose hier ihren Raum. Neue Regeln, wie z.B. kein Alkohol auf dem Hof, keine laute Musik, müssen allerdings beachtet werden. Ansonsten ließe sich das Projekt ausbauen, modifizieren,

je nach Menschen, die es ausmachen. Ob Tiere, ob Restaurant ... darüber lässt sich diskutieren.“

## **Neue Formen des Gemeinschaftslebens**

Mir ging durch den Kopf, da gibt es Mitbrüder, die einen neuen Aufbruch im Osten ins Auge nehmen. Wäre der Franziskushof dafür eine Basisstation mit Anbindung an das gegebene Projekt, parallel zum Gegebenen oder teilweise kombiniert? Apostolisch oder kontemplativ oder apostolisch und kontemplativ? Einiges wäre denkbar. Das zwanzig Hektar große Gelände und die Gebäude bieten Möglichkeiten.

Neulich waren Mitglieder der Eremitengemeinschaft vom hl. Chariton auf dem Hof. Eine neue Gemeinschaft, hervorgegangen aus der Gemeinschaft von Bethlehem. Ihre Gründerin hatte kurz vor ihrem Tod einer jungen Schwester bekannt: „Ich glaube, wir müssen noch einmal aufbrechen zurück, zu unserer ursprünglichen Intention. Wir sollten versuchen, unsere eremitische Seite in größerer Konsequenz und Freiheit zu leben, der Kontemplation im Leben des Einzelnen wieder absoluten Vorrang geben.“ Diese junge Ordensfrau versucht nun zusammen mit einigen Männern derselben Kongregation dies zu tun.

Bewundernswert die Freiheit einer noch jungen und „erfolgreichen“ Gemeinschaft, eigene gefundene Formen noch einmal hinter sich zu lassen, um etwas zu kreieren, das im Moment noch aktueller ist. Konsequente Antwort auf den Ruf Gottes im Heute.

Ließe sich ihre Gemeinschaft in den Franziskushof integrieren? Ihm vielleicht ein neues Gepräge geben? Nein, sagten sie, es wäre zu schade, das Neue und Originäre beider Projekte zu nivellieren.

Frank und Ren, gelernte Sozialarbeiter, lassen sich jedenfalls von dieser Idee inspirieren. Sie werden ganz abseits auf dem Gelände ein oder zwei Häuschen bauen, in die man sich auch über längere Zeit ganz zurückziehen kann.

Das Hervorstechende am Projekt Franziskushof ist die Verbindung von Kontemplation und sozialer Aktion. Es wird getragen von Laien, die nicht an Gelübde gebunden sind. Neue Mitglieder können zur Kerngemeinschaft dazu kommen, alte gehen. Kurzzeitgäste zum Mitleben haben die Möglichkeit sowohl an einer gestalteten Liturgie teilzunehmen, in die sie sich nach kurzer Übung selbst einbringen können, als auch am Sitzen im Zenstil. Persönliche Gespräche (Lebens- und Glaubenshilfe) werden angeboten von

den Mitgliedern der Kerngemeinschaft. Eine systematische Begleitung auf dem inneren Weg ist allerdings nicht gegeben.

### **Kapuziner-Reform?!**

Die drei kontemplativen Aufbrüche erinnern mich sehr an den Ursprung der Kapuziner-Reform. Die „Minderbrüder vom eremitischen Leben“ hatten einsam gelegene Zellen außerhalb des Klosters, die für Brüder vorgesehen waren, die dort in Einsamkeit leben wollten. Sie übten das innere Gebet. Ein mutiger Aufbruch der Minderbrüder damals steht neben mutigen Aufbrüchen kreativer Projekte im Heute. Ich frage mich und uns als Gemeinschaft: Sind wir noch beweglich? Bereit aufzubrechen – bereit auch zum Risiko? Zu verlieren hätten wir eigentlich nichts, auch wenn wir nur allzu oft so tun, als hätten wir noch etwas zu verlieren.

Ich bewundere die Beweglichkeit und Kreativität dieser jungen Initiativen. Es ist die Kraft der Kontemplation, die frei macht, die überraschend Antwort geben lässt auf den Ruf Gottes in unserer Zeit. Es gibt nichts zu verlieren – aber alles zu gewinnen!

Br. Joachim Wrede OFMCap  
Aus: Kapuziner intern 20/Okttober 2009

#### *Adressen:*

- Schwestern von Bethlehem, Wollstein 1, D-37284 Waldkappel.*
- Zenkläusen in der Eifel, Adelheid Meutes, Judith Bossert, Huffertsheck 1, D-54619 Lautzerath-Leidenborn, [www.zenkläusen.de](http://www.zenkläusen.de).*
- Franziskushof Zehdenick, Lüthkeshof 4, D-16792 Zehdenick, [www.franziskushofgemeinschaft.de](http://www.franziskushofgemeinschaft.de).*

## Orden reden mit

Praktische Hinweise für die Öffentlichkeitsarbeit

*Eine Handreichung des Audio-Visuellen Ordensstreiffs, der Medienarbeitsgruppe der Deutschen Ordensobernkonzferenz.*

### **Sich über die eigene Botschaft klar werden**

Eine Gemeinschaft wirkt immer nach außen, egal ob sie aktiv Öffentlichkeitsarbeit betreibt oder nicht: Hohe Klostermauern oder eine unfreundliche Stimme am Telefon sind auch eine Botschaft. Die Frage ist: Was macht unsere Gemeinschaft im Kern aus? Wird diese zentrale Botschaft in der Öffentlichkeit wahrgenommen? Welche Zielgruppe(n) wollen wir überhaupt erreichen?

### **Verantwortlichkeiten klären**

Zunächst einmal ist Öffentlichkeitsarbeit Chefsache – denn nur auf höchster Leitungsebene laufen alle wichtigen und notwendigen Informationen zusammen. Aber der Obere oder die Obere kann sich natürlich helfen lassen: durch Ordensmitglieder, die gut und gerne nach außen wirken, oder durch journalistische Profis, sei es angestellt, ehrenamtlich oder auf Honorarbasis. Wichtig ist ein gutes Vertrauensverhältnis zu diesen Beauftragten und wichtig ist vor allem auch, dass die Ordensleitung sie über alle wichtigen Vorgänge auf dem Laufenden hält.

### **Journalisten offen begegnen**

Journalisten sind auch nur Menschen. Und mit Menschen kann man reden. Wenn ein Medienvertreter sich meldet und Informationen haben möchte, muss ich nicht sofort ein druck- oder sendefähiges Statement parat haben. Ich kann erst einmal nachfragen, um den Zusammenhang zu verstehen, in dem ich Stellung beziehen soll, oder das Umfeld zu klären, in dem mein Orden auftreten soll. Ich kann einen Rückruf in einem bestimmten Zeitrahmen versprechen, weil ich mir selbst erst Informationen verschaffen muss oder einen kompetenten Ansprechpartner vermitteln will. Aber ich muss dieses Versprechen dann auch halten. Kaum je zu empfehlen ist es,

die Kommunikation zu verweigern, auch wenn das angefragte Thema noch so unangenehm ist.

## **Die Pressefreiheit akzeptieren**

Der Ärger ist manchmal groß, wenn ein Medienvertreter im Haus war und anschließend das Interview, der Bericht, die Sendung einen aus Sicht des Ordens völlig nebensächlichen Aspekt herausgreift und in den Mittelpunkt stellt. Aber: Ein Journalist ist kein Sprachrohr der Ordensgemeinschaft, sondern in erster Linie – hoffentlich – seinen Lesern, Hörern, Zuschauern verpflichtet. Es kann eine Übung der Demut sein, sich einen „fremden Blick“ auf die eigene Welt gefallen zu lassen. Natürlich ist keiner gefeit gegen Oberflächlichkeit und Fehler. Auf gravierende Fehler sollte man Autor oder Redaktion ruhig nach Erscheinen eines Beitrags aufmerksam machen. Vielleicht mit der Perspektive auf einen weiteren, besser recherchierten Beitrag. Außer bei Wortlaut-Interviews sollte von Medienvertretern aber auf keinen Fall verlangt werden, den Beitrag vorab zum Gegenlesen vorzulegen, man kann dies allenfalls anbieten. Nur in Extremfällen ist das Mittel der Wahl die Gegendarstellung.

## **Personalisieren**

Auch wenn es der Bescheidenheit vieler Ordensleute zuwiderläuft: Medienbeiträge werden interessant durch Personen! Die meisten Mediennutzer sind für die Philosophie einer geistlichen Gemeinschaft wohl kaum mithilfe einer theologischen Abhandlung zu interessieren, eher schon durch das Porträt einer originellen Ordensfrau, eines sympathischen Ordensmannes. Dabei müssen sich die Verantwortlichen natürlich schon die Frage stellen: Ist dieser Mitbruder / diese Mitschwester einfach nur eine spannende Persönlichkeit, oder zeigt sich an dieser Persönlichkeit oder der Lebensgeschichte etwas für unsere Gemeinschaft Wichtiges oder Typisches?

## **Orden ins Gespräch bringen**

Wer sich in der Mediengesellschaft beklagt, dass er nur bei Negativereignissen oder klischeehaft vorkommt, sollte sich zunächst fragen: Melde ich mich denn überhaupt zu Wort? Wo gibt es in unserer Gemeinschaft Themen, Personen, Ereignisse, die für Andere interessant sein könnten? Das kann etwas scheinbar Alltägliches sein wie der Tagesablauf eines Ordens-

mitglieds, das kann ein Porträt anlässlich eines Jubiläums sein, aber auch eine politische Stellungnahme zu einem sozialen Projekt. Hier lassen sich einzelne Medienvertreter ansprechen. Bei entsprechender Bedeutung des Anlasses kann man aber auch eine Pressemitteilung versenden oder, vielleicht ein bis zwei Mal im Jahr, zu einem Pressegespräch oder einer Pressekonferenz einladen (Einladung mit Angabe von Thema und Gesprächspartner mindestens eine Woche vorher, Pressemappe vorbereiten, maximal eine Stunde Dauer, höchstens drei Auskunft-Gebende und ein Moderator, zuerst kurze Statements, dann Fragen, nebenbei kleine Verpflegung, hinterher Möglichkeit für Einzel-Interviews).

## **Presseverteiler pflegen und Ansprechpartner des Ordens benennen**

Für Einladungen und Pressemitteilungen, die heute häufig per Mail versandt werden, sollte ein Presseverteiler aufgebaut und gepflegt werden. Neben der Lokalzeitung gibt es in der Regel auch noch Anzeigenblätter, einen lokalen Rundfunk, vielleicht auch einen Fernsehsender, die Kirchenzeitung, eventuell interessierte freie Journalisten. Wünschenswert ist es, persönliche Ansprechpartner in den Redaktionen zu finden. Umgekehrt sollte auf jeder Pressemitteilung und in jeder Pressemappe sofort ein Ansprechpartner der Gemeinschaft mit Kontaktdaten ersichtlich sein und bei Veranstaltungen, Fernsehaufnahmen und ähnlichem jeweils ein Ansprechpartner für die Medienvertreter verfügbar sein. Auch wenn man sich nicht auf eine Person als Pressesprecher festlegen möchte, so ist es doch wichtig, zumindest ein Team derer zu benennen, die gegenüber den Medien als Ansprechpartner zur Verfügung stehen. Kaum ein Journalist hat Zeit und Muße, sich zunächst mit den kirchlichen Strukturen zu beschäftigen, um den richtigen Ansprechpartner zu finden.

## **Ans Visuelle denken**

Bei der Herausgabe von Pressemitteilungen oder beim Erstellen einer Pressemappe sollten nicht nur Texte herausgegeben, sondern möglichst auch Bildmaterial angeboten werden. Bei Veranstaltungen und Pressekonferenzen sollten schon vorher mögliche Motive für Fotografen und gegebenenfalls Fernsehjournalisten bedacht werden.

Beim Versand von Bild-Dateien per E-Mail maximal vier Dateien anhängen (Größe jeweils mindestens 10 x 15 cm bei 300 dpi Bildauflösung).



Zu einem positiven visuellen Eindruck gehört auch die einheitliche Erscheinungsweise der Druck-Erzeugnisse einer Ordensgemeinschaft (*Corporate Design*).

### **Pressemappen nicht überfrachten**

Was soll in eine Pressemappe? Nicht zu viel. Je nach Anlass kann sie enthalten: eine Pressemitteilung, die das Thema zusammenfasst (am besten nur eine Seite oder Kurz- und Langfassung); maximal drei weitere Texte (zum Beispiel Statements der Auskunft-Gebenden bei einer Pressekonferenz oder Predigt, Festrede, ...); Daten, Zahlen und Fakten zur Ordensgemeinschaft und/oder Einrichtung, Bildmaterial und Texte auf CD, Ordensflyer und ähnliches.

### **Sprache überprüfen und ehrlich bleiben**

Kirchliche Kreise neigen tendenziell zu einer „Insider-Sprache“, die für Außenstehende schwer verständlich ist oder gar antiquiert wirkt. Wo kann ich einfacher formulieren, ohne meine Inhalte zu verraten? Oft hilft es, in der ersten Person („Ich“ und „Wir“) zu sprechen anstatt sich in der Abstraktion zu verlieren. Unsicherheiten und Nicht-Wissen sollten bei schwierigen Fragen in einem Gespräch ehrlich benannt werden. Die eine oder andere Information kann man Journalisten auch „off the record“ geben, das heißt: Darüber darf nicht offiziell berichtet werden, als Hintergrund ist sie aber für die Journalisten wertvoll.

## Europäische Bischofskonferenzen: Kardinal Erdö als Vorsitzender bestätigt

*Der Primas von Ungarn und Erzbischof von Esztergom-Budapest, Kardinal Peter Erdö, wurde bei der Jahresvollversammlung der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) in Tirana/Albanien am 30. September 2011 für weitere fünf Jahre zum Ratspräsidenten gewählt.*

Stellvertreter wurden der Vorsitzende der Italienischen Bischofskonferenz, Kardinal Angelo *Bagnasco*, sowie der Vorsitzende der Polnischen Bischofskonferenz, Erzbischof Jozef *Michalik* aus Przemysl. Für die Österreichische Bischofskonferenz nahm Generalsekretär Peter *Schipka* an der Konferenz teil.

Im Mittelpunkt der Beratungen stand das Thema Neuevangelisierung. Wie die CCEE mitteilte, wurde der Bischof der ruthenischen griechisch-katholischen Kirche, Bischof Milan *Sasik*, in den Rat aufgenommen. Damit zählt das höchste bischöfliche Beratungsgremium auf europäischer Ebene 38 Mitglieder: die Vorsitzenden der 33 nationalen Bischofskonferenzen sowie die Erzbischöfe von Luxemburg und Monaco, den maronitischen Erzbischof von Zypern, den Bischof von Chisinau in der Republik Moldau und jetzt auch den Bischof der ruthenischen griechisch-katholischen Kirche.

## Tutilo Burger – neuer Erzabt von Beuron

*P. Tutilo Burger OSB wurde am 7. September 2011 zum neuen Erzabt der Benediktiner-Erzabtei St. Martin in Beuron, dem Stammkloster der Beuroner Kongregation, gewählt. Der bisherige Prior des Klosters übernimmt das Amt für zwölf Jahre von Abt Theodor Hogg, der es nach Erreichen der Altersgrenze niedergelegt hatte.*

In der Beuroner Kongregation sind 18 Männer- und Frauenklöster in Deutschland, Österreich, Südtirol und Dänemark zusammengeschlossen mit rund 250 Mönchen und 270 Nonnen. Hauptkloster ist Beuron im oberen Donautal, dessen Gründung 1863 erfolgte. In Österreich zählt zur Beuroner Kongregation die Abtei Seckau in der Steiermark.

## Tschechien: Ordensschulen tragen zu neuer Generation von Gläubigen bei

*Über eine große Nachfrage freuen sich die beiden Schulen der tschechischen Ordensprovinz des Deutschen Ordens.*

An ihrem 1999 gegründeten Konservatorium in Opava (Troppau) studieren derzeit 82 junge Menschen und an dem 2007 übernommenen Gymnasium in Olomouc (Olmütz) 243. Beide Schulen zählen bereits mehr als 300 Absolventen.

Die Förderung der Schulen sieht Hochmeister Bruno *Platter* OT als konkrete Hilfe für die Kirche und die Gläubigen in Tschechien. Dass sich über die Schulen eine neue Generation von Gläubigen forme, habe er selbst bei Firmungen und Taufen in den Schulen miterlebt. Das Gymnasium des Ordens in Olomouc ist eines von fünf Ordensgymnasien in Tschechien. Das Konservatorium in Opava ist das einzige kirchliche Konservatorium im Land. Es bietet auch als einzige Mittelschule Tschechiens das Fach „Kirchliches Orgelspiel“ an. Insgesamt gibt es im Land nach Angaben der Tschechischen Bischofskonferenz rund 20 Ordensschulen aller Typen.

### **Budapester Piaristen-Schule kehrt an alten Standort zurück**

*Rund ein halbes Jahrhundert nach der staatlich erzwungenen Absiedelung aus dem Budapester Zentrum hat das traditionsreiche Piaristen-Gymnasium in der ungarischen Hauptstadt seinen alten Standort am Donauufer wieder eröffnet.* An der Feier im restaurierten Piaristen-Zentrum nahm neben dem Budapester Kardinal Peter *Erdő* auch der ungarische Premierminister Viktor *Orban* teil.

Die Ordensschule war 1717 das erste Gymnasium in Budapest. 1948 wurde das Gebäude verstaatlicht und die Schule in einen anderen Stadtteil abgesiedelt. Zwei Jahre später erhielten die Piaristen die Liegenschaft zurück, 1953 wurde das Schulgebäude aber der Eötvös-Lorand-Universität übergeben und das Gymnasium übersiedelte auf den Kalman-Mikszath-Platz in Budapest. Rechtzeitig vor Beginn des neuen Schuljahrs konnte nun die Piaristenschule mit ihren mehr als 300 Schülerinnen und Schülern an ihren alten Platz zurückkehren.

Kardinal *Erdő* erinnerte bei der Segnung der Kapelle des Gymnasiums an die herausragende Bedeutung der Ordensschule für das katholische Schulwesen in Ungarn. Seit dem Ende des Kommunismus sei es auch Wunsch der ungarischen Gesellschaft gewesen, dass die Kirche in der Bildung und im Unterricht eine größere Rolle übernehme, so der Kardinal.

## **Vietnam: Redemptoristen verhaftet**

*Die Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch hat ein Ende der Verhaftungen von Katholiken in Vietnam gefordert.*

Seit dem 30. Juli 2011 wurden 15 Vorkämpfer für Religionsfreiheit festgenommen worden. Betroffen seien vor allem Priester des Redemptoristenordens. Zehn Ordensleute seien wegen „Subversion“ angeklagt worden. Ihnen drohten bis zu 15 Jahren Haft. Die Redemptoristen betreuten Pfarren in Hanoi und Ho Chi Minh (Saigon).

## **Neues Klarissenkloster in Ronchamp**

*Am Fuße der berühmten Wallfahrtskirche Notre-Dame-du-Haut von Le Corbusier im französischen Wallfahrtsort Ronchamp wurden am 10. September 2011 ein neues Klarissenkloster und ein Pilgerzentrum eingeweiht.*

In das vom italienischen Architekten Renzo Piano entworfene Gebäude sollen sieben Klarissen einziehen, die in den vergangenen Jahren in einer Pilgerherberge nahe der Kirche lebten. Zur Finanzierung des Neubaus hatten sie ihr bisheriges Kloster in Besancon verkauft.

## **Rom: Erste Konferenz der Islamwissenschaftler des Jesuitenordens**

*Unter dem Thema „Annäherung an den Islam im Licht der ignatianischen Spiritualität“ trafen sich am 16. September 2011 in Rom erstmals die Islamwissenschaftler des Jesuitenordens aus aller Welt.*

Auch der Präsident des päpstlichen Rates für den interreligiösen Dialog, Kardinal Jean-Louis Tauran, nahm an der viertägigen Konferenz in der Gregoriana-Universität teil. Knapp 40 Fachleute suchen nach Wegen für einen vertieften Dialog mit dem Islam. Zentrum der Islamstudien des Jesuitenordens ist das Institut für interdisziplinäre Studien der Religionen und Kulturen der Gregoriana, das von dem deutschen Ordensmann P. Felix Körner SJ geleitet wird. Körner gilt als einer der besten Islamkenner auf katholischer Seite.

## **Jesuitenzeitschrift „Orientierung“ jetzt online**

*Eine Fundgrube für Theologen, aber auch für philosophisch, literarisch und kulturwissenschaftlich interessierte Leser bietet ein neues Online-Angebot der im*

Dezember 2009 eingestellten Schweizer Jesuiten-Zeitschrift „Orientierung“. Unter der Adresse [www.orientierung.ch](http://www.orientierung.ch) können sämtliche Jahrgänge seit 1949 eingesehen und heruntergeladen werden. Erschlossen wird das Angebot u.a. durch eine Volltextsuche.

Die Zeitschrift erschien seit 1936 zweimal monatlich und hatte ein bewusst reformorientiertes und auch literarisch und kulturwissenschaftlich breit angelegtes Profil. Eingestellt wurde sie im Dezember 2009 aus – wie es damals hieß – Mangel an journalistischem Nachwuchs aus dem eigenen Orden.

### **Richtigstellung: „Gemeinschaft der Seligpreisungen“**

In Heft 3/2011 der Ordensnachrichten haben wir über die Teilung der Gemeinschaft der Seligpreisungen – in Österreich mit einer Niederlassung in Maria Langegg bei Melk vertreten – in drei Zweige berichtet. Irrtümlicherweise wurde diese Teilung in Zusammenhang mit Ermahnungen und einem Missbrauchsfall gebracht. Es besteht jedoch laut Fr. Henry *Donneaud* OP, der die Gemeinschaft in der derzeitigen Übergangssituation als Päpstlicher Kommissar leitet, keine logische Verbindung zwischen der Gemeinschaft auf dem Weg zu einer „neuen kirchlichen Familie geweihten Lebens“ und einem sexuellen Missbrauchsfall.

Der wirkliche Grund für die genannte Umorientierung ist, dass der Heilige Stuhl sich nach Ablauf der fünfjährigen Anerkennung *ad experimentum* als „privater internationaler Verein von Gläubigen päpstlichen Rechtes“ beim Päpstlichen Rat für die Laien für eine endgültige Anerkennung hätte aussprechen müssen. Rom hat entschieden, dass es keine neue Form geweihten Lebens dieser Art geben soll, sondern dass sich die Gemeinschaft der Seligpreisungen in eine schon seit Jahren bestehende Rechtsform fügen soll, nämlich die der „neuen kirchlichen Familie geweihten Lebens“. Zuständig ist nun die Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens.

Die Neuheit besteht vor allem in getrennten Leitungsstrukturen: Brüder sind für Brüder verantwortlich, Schwestern für Schwestern, Laien für Laien. Es geht darum, die Autonomie jedes Lebensstandes und dadurch das Charisma der *Communio* der Lebensstände zu stärken. Rom wünscht ausdrücklich die Einheit der Lebensstände in einer einzigen Gemeinschaft und ihr enges Zusammenwirken.

# Mitteilungen

---

## AUS UNSERER GEMEINSCHAFT

### Österreichische Benediktinerkongregation

Beim Generalkapitel vom 23. bis 26. Oktober 2011 wurde Abt Christian *Haidinger* OSB vom Stift Altenburg für eine weitere Amtsperiode als Abtpräses wiedergewählt. Weitere Präsidiumsmitglieder sind Abt Johannes *Perkmann* (Michaelbeuern), Abt Maximilian *Neulinger* (Lambach), P. Daniel *Siborsch* (Kremsmünster) und P. Korbinian *Birnbacher* (St. Peter).

### Regionalkonferenzen – Männer

*St. Pölten*: Abt Georg *Wilflinger* OSB (Stift Melk) wurde am 20. Oktober 2011 als Vorsitzender wiedergewählt. Stellvertreter bleibt P. Josef *Schachinger* CSsR.

*Graz-Seckau*: Propst Gerhard *Rechberger* CanReg (Stift Vorau) wurde am 20. Oktober 2011 als Vorsitzender wiedergewählt. Stellvertreter ist Prior P. Maximilian *Svoboda* OP.

### Regionalkonferenz – Frauen

*Wien und Eisenstadt*: Sr. Beatrix *Mayrhofer* SSND, Provinzoberin der Armen Schulschwestern von Unserer Lieben Frau, wurde am 20. September 2011 für drei Jahre zur Regionalleiterin gewählt. Stellvertreterinnen sind Sr. Maria Michaela *Roth*, Generalvikarin

der Barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul, sowie Sr. Brigitte *Thalhammer* SDS, Provinzoberin der Schwestern vom Göttlichen Heiland.

### Unbeschuhete Karmeliten

P. Paul *Weingartner* OCD wurde beim Provinzkapitel vom 27. bis 29. April 2011 zum Provinzial gewählt.

### Resurrektionisten

P. Wieslaw *Spiewak* CR wurde am 1. Jänner 2010 zum Provinzial gewählt.

### Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria

P. Georg *Kaps* OMI wurde mit 13. Oktober 2011 zum Provinzvikar ernannt.

### Töchter der göttlichen Liebe

Sr. Emanuela *Cermak* FDC wurde mit 1. September 2011 für weitere vier Jahre zur Provinzoberin ernannt. Das 17. Provinzkapitel fand vom 25. bis 26. August 2011 im Mutterhaus der Kongregation in Wien-Landstraße statt.

### Herz-Jesu-Schwestern

Sr. M. Adelinde *Grandits* wurde beim Generalkapitel der Kongregation der Dienerinnen des heiligsten Herzens Jesu vom 1. bis 12. August 2011 mit 1. Jänner 2012 zur neuen Generaloberin gewählt.

## Schwestern vom Armen Kinde Jesus

Um dem Nachwuchsmangel und der Überalterung und ihren Folgen entgegenzuwirken, haben die Schwestern vom Armen Kinde Jesus im Rahmen eines außerordentlichen Generalkapitels vom 4. bis 18. August 2011 in Wien-Döbling wichtige Beschlüsse gefasst. So soll das Generalmutterhaus im niederländischen Simpelveld verkauft und die Generalleitung nach Aachen (Deutschland) verlegt werden. Die bisherige österreichische Provinz mit rund 30 Schwestern wird zu einer Regio herabgestuft und die Provinzoberin Sr. Christina Maria *Dersch* PIJ für sechs Jahre zur Regionaloberin ernannt.

Künftig gibt es in der Provinz Europa die drei Regionen Österreich, Deutschland und Lettland sowie sechs Niederlassungen (Belgien, England, Kasachstan, Luxemburg, Niederlande und Spanien). Kolumbien und Indonesien bleiben eigene Provinzen. Die Provinz Peru wird als Niederlassung direkt der Generalleitung unterstellt.

## Ordensleute kämpfen gegen den Menschenhandel

Ordensfrauen und Ordensmänner aus Österreich nehmen im Kampf gegen den Menschenhandel eine Vorreiterrolle ein. Anlässlich des „Europäischen Tages gegen Menschenhandel“ am 18. Oktober machten sie auf die dramatischen Auswirkungen dieses Verbrechens aufmerksam. „Der Handel mit Men-

schen ist laut UNO die drittgrößte und am schnellsten anwachsende Form organisierter Kriminalität“, erklärte Lukas *Korosec*, Projektreferent des Salvatorianerordens, am 14. Oktober 2011 in einem Gespräch mit der Nachrichtengeneratur „Kathpress“: „Die Ordensleute vereinen ihre Kräfte in globalen Netzwerken und bieten u. a. psychosoziale Betreuung und eine sichere Zuflucht.“ Weltweit werden laut einer Studie der „International Labour Organization“ (ILO) rund 12,3 Millionen Menschen Opfer von Zwangsarbeit und von diesen etwa 2,4 Millionen Opfer von Menschenhandel. Nach Schätzungen der Vereinten Nationen werden in Europa jedes Jahr etwa eine halbe Million Frauen und Mädchen zur Prostitution gezwungen. In Wien sind das Schätzungen zufolge etwa 75 Prozent aller Prostituierten. Die Opfer von Menschenhandel in Österreich stammen laut *Korosec* meist aus dem Ausland, z. B. den EU-Mitgliedsstaaten Rumänien oder Bulgarien oder auch aus Ländern wie Nigeria oder den Philippinen. Dabei besteht eine konkrete Verbindung zwischen Armut, Arbeitslosigkeit und Menschenhandel.

Vor allem Ordensfrauen sind im Kampf gegen Menschenhandel aktiv. In Österreich gibt es unter Leitung von Sr. Patricia *Erber* SDS seit Juli 2010 eine „Projektgruppe kirchlicher Organisationen gegen Menschenhandel“. Sie besteht aus verschiedenen Organisationen und NGOs, Journalistinnen und Vertreterinnen von sechs verschiedenen Ordens-

gemeinschaften. Geplant ist die Errichtung einer Schutzwohnung sowie eine Beratungsstelle. Auf europäischer Ebene existiert seit 2009 das Ordensfrauen-Netzwerk „Renate“. Dieses Netzwerk lud im September 2011 zu einer internationalen Konferenz nach Trzebinia bei Krakau ein, an der 70 Ordensleute aus 17 Ländern teilnahmen. Die internationale Präsenz vieler Orden ist ein großer Vorteil, da die Orden ihre internationalen Standorte im Kampf gegen den Menschenhandel bestens einsetzen können. So hat sich unter dem Namen „Talitha Kum“ („Mädchen, steh auf“) 2004 ein weiteres „Internationales Netzwerk geweihten Lebens gegen Menschenhandel“ gegründet.

## **Tiroler Ordenstag im Stift Wilten**

„Erinnert uns an Jesus und gebt dem Evangelium ein Gesicht“: Diesen Appell richtete der Innsbrucker Bischof Dr. Manfred Scheuer beim Tiroler Ordenstag am 19. Oktober 2011 an die Vertreter der verschiedenen Frauen- und Männerorden der Diözese, die im Prämonstratenser-Chorherrenstift zum Austausch und zur Vernetzung zusammengekommen waren. Unter dem Thema „Ihr seid der Brief Christi“ referierte Bischof Scheuer dabei über die „Perspektiven des Ordenslebens heute“. Ordensleben sei eine „konkrete und lebendige Erinnerung an Jesus“ und die Ausrichtung der Ordensgemeinschaften auf Christus sei ein „heilsamer Kontrapunkt gegenüber der Jesusvergessenheit“

in so vielen Varianten der Spiritualität. Abschließend feierten die Ordensvertreter gemeinsam mit Bischofsvikar Prälat Hermann Steidl, Abt Raimund Schreier und Prior Florian Schomers eine feierliche Vesper in der Stiftskirche.

## **Päpstliche Hochschule Heiligenkreuz baut aus**

Wegen des anhaltenden Zustroms an Studierenden wird die „Philosophisch-Theologische Hochschule Benedikt XVI.“ des Stiftes Heiligenkreuz ausgebaut. Angesichts von mittlerweile rund 200 Studierenden – 120 davon Priesteramtskandidaten – wurde das Studienangebot neu strukturiert und u. a. ein neues „Europäisches Institut für Philosophie und Religion“ gegründet. Den dafür eingerichteten Lehrstuhl übernahm die emeritierte Dresdener Religionsphilosophin Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz. Außerdem will der Dekan der Hochschule, P. Dr. Karl Wallner OCist, bei der vatikanischen Bildungskongregation in Rom ansuchen, auch Doktorats- und Lizentiatsstudien anbieten zu dürfen. Seit fünf Jahren hat Heiligenkreuz als einzige aktive Ordenshochschule in Österreich und als weltweit einzige des Zisterzienserordens den Rang einer päpstlichen Hochschule.

## **Karmelitenorden begeht Edith-Stein-Gedenkjahr**

Mit einem vielfältigen Programm gedenken die Ordensgemeinschaften der



Karmelitinnen und Karmeliten vom Oktober 2011 bis Oktober 2012 der hl. Edith Stein. 2011/2012 jähren sich zahlreiche markante Lebensstationen der Karmelitin, darunter ihr 120. Geburtstag (Edith Stein wurde am 12. 10. 1891 geboren), ihr 70. Todestag (9. 8. 1942) und der 25. Jahrestag der Seligsprechung (1. 5. 1987). In Vorträgen, Tagungen, Festmessen, Exerzitien oder Lesekreisen soll das Leben und Vermächtnis der Heiligen zur Sprache kommen.

Als Auftakt fand am 9. Oktober 2011 in der Stiftskirche Wilten in Innsbruck ein Festgottesdienst mit Abt Raimund *Schreier* OPræm statt. Anschließend eröffnete der Provinzial der österreichischen Karmeliten, P. Paul *Weingartner* OCD, offiziell das Gedenkjahr. Bei Vorträgen in Innsbruck, Wien, Linz, Salzburg und Graz werden u. a. Hanna-Barbara *Gerl-Falkovitz*, Clemens *Sedmak* und Bischof Manfred *Scheuer* sprechen. In der Wiener Schottenkirche findet am 19. November 2011 ein Festgottesdienst mit dem Salzburger Erzbischof Dr. Alois *Kothgasser* OSB statt und in der Kirche der Karmelitinnen in Graz am 11. Mai 2012 ein Festgottesdienst mit Bischof Dr. Egon *Kapellari*.

Von 6. bis 11. August 2012 ist eine internationale Wallfahrt mit Begegnungs- und Besinnungstagen in Auschwitz zum 70. Todestag von Edith Stein geplant. Auch das Europäische Forum Alpbach wird sich im August 2012 mit Edith Stein beschäftigen. Abgeschlossen wird das Gedenkjahr mit einem Triduum

vom 12. bis 14. Oktober 2012 in Innsbruck.

## **P. Sporschill gibt „Concordia“-Leitung ab**

P. Georg *Sporschill* SJ, Gründer des Hilfswerks „Concordia“, hat seine bisherige Funktion als Vorstandsvorsitzender des Hilfswerks zurückgelegt. Seine Stelle übernimmt der Bauunternehmer Hans Peter *Haselsteiner*. Sporschill, der kürzlich seinen 65. Geburtstag gefeiert hat, zieht sich aus dem operativen Bereich zurück, wird dem Hilfswerk aber weiterhin verbunden bleiben.

Er wolle, so P. Sporschill bei einer Pressekonferenz am 13. September 2011 in Wien, sich in Zukunft wieder mehr seiner Berufung als Priester, Ordensmann und Sozialarbeiter widmen „und etwas Neues dort beginnen, wo die Not am größten ist und wo es am ungemütlichsten ist“. Das von ihm vor rund 20 Jahren gegründete „Concordia“-Hilfswerk betreibt in Rumänien, Moldawien und Bulgarien u. a. zwei Sozialzentren für Straßenkinder, elf Wohngemeinschaften, 34 Familiengruppen und neun berufsbildende Werkstätten. Dazu kommen 45 Suppenküchen und zehn Sozialzentren für ältere Menschen. Die Hilfe kommt mehr als tausend Kindern und Jugendlichen und mehr als 2.500 alten Menschen zugute. Die bisherigen Projekte werden in vollem Umfang weitergeführt bzw. an künftige Herausforderungen angepasst.

## **Herzogenburger Kindersommerspiele: „Fest der Superlative“**

Als „Fest der Superlative“ hat der Herzogenburger Propst Maximilian *Fürnsinn* CanReg die von rund 20.000 kleinen und großen Gästen besuchten diesjährigen 40. „Niederösterreichischen Kindersommerspiele“ vom 26. bis 28. August und vom 2. bis 4. September 2011 im Augustiner-Chorherrenstift Herzogenburg bezeichnet. Anlässlich des 40. Geburtstags der Kindersommerspiele stand das Festival unter dem Motto „Zeitreise: vorwärts – rückwärts – punktgenau“ und umfasste auch zahlreiche Gottesdienste und Workshops zu Themen wie Kloster, Glaube und Religion.

Im kommenden Jahr, dem 900. Bestandsjahr des Stiftes, wird es zusätzlich am 22. und 23. Juni 2012 ein Kinderfest in Bethlehem geben, auch mit Kindern aus Österreich. Zudem bietet das Stift Pilgerreisen ins Heilige Land an (*weitere Informationen: www.noekiss.at*).

## **Jubiläen**

### *Mechitaristen feiern 200-jähriges Bestehen*

Mit einer akademischen Feier und einem feierlichen Gottesdienst beging der Mechitaristenorden in Wien am 10. und 11. September 2011 sein 200-jähriges Bestehen. Am 10. September standen Vorträge zu Geschichte und Schwerpunkten der Gemeinschaft am Programm. Tags darauf zelebrierte Abt

P. Paulus *Kodjanian* CMV den Festgottesdienst in der Mechitaristenkirche im 7. Wiener Gemeindebezirk. In seiner Predigt betonte der Wiener Weihbischof Dr. Helmut *Krätzl*, dass die Mechitaristen mit ihrer Verbindung von Glaube, Kultur und Wissenschaft ein Vorbild für die Kirche von heute seien. Der gläubige Christ in einer säkularen Umgebung und in der Begegnung mit anderen Religionen müsse Rechenschaft ablegen und daher über ein hohes Maß an Bildung verfügen. Mit ihrer Bibliothek und ihren großartigen Sammlungen seien die Mechitaristen, deren Wiener Kloster das wichtigste Zentrum armenischer Kultur in Mitteleuropa ist, eine Brücke zwischen Ost und West.

Die Mechitariten verfügen über ein reichhaltiges Museum mit Kunstschätzen; die Bibliothek mit rund 200.000 Bänden und 3.000 Handschriften ist die größte europäische Sammlung von Kulturgut aus dem armenischen, kaukasischen und ostanatolischen Raum. Neben dem Zentrum in Wien führen die Mechitaristen in vielen anderen Ländern Schulen, so etwa seit mehr als 200 Jahren in Istanbul. Der Mechitaristenorden wurde in Istanbul vom Armenier Mechitar von Sebaste (1676–1749) in einer Zeit des Niedergangs der armenischen Kultur gegründet. Die Mönche leben nach der Benediktsregel, feiern die Liturgie aber im armenischen Ritus. Sie kamen über Griechenland nach Venedig; 1773 übersiedelte ein Zweig des Ordens nach Triest und von dort 1805 nach Wien, wo

sie 1811 in Wien-Neubau ein neues Kloster gründeten (*weitere Informationen*: [www.mechitaristen.org](http://www.mechitaristen.org)).

### *725 Jahre Dominikanerinnen in Bludenz*

Die Dominikanerinnen in Bludenz feiern in diesem Jahr das 725-jährige Bestehen ihres Klosters St. Peter. Der Konvent blickt auf eine wechselvolle Geschichte zurück.

Mehrmals, etwa nach der kurzzeitigen Vertreibung der Schwestern während des NS-Regimes, stand das Kloster vor dem Ende. Heute leben in St. Peter Dominikanerinnen aus der Schweiz, die in Vorarlberg heimisch geworden sind. 2002 wurden die Schwestern aus dem Schweizer Frauenkloster Cazis vom damaligen Vorarlberger Bischof Dr. Klaus *Küng* offiziell in Bludenz begrüßt. Die kleine Gemeinschaft besteht derzeit aus fünf Ordensfrauen.

Die Geschichte der Dominikanerinnen-Klöster von Bludenz und Cazis ist seit jeher eng verbunden. 1286 erhielten die Ordensfrauen in Bludenz vom damaligen Churer Bischof *Friedrich von Montfort* die Augustinus-Regel. Den Ausbruch der Pest in Bludenz 1560 überlebte nur eine einzige Dominikanerin. Fast ein Jahrhundert später berief Bischof Johann VI. 1647 die Bludener Chorfrau Johanna *Gauwin* zur Neugründung und Leitung des Schweizer Frauenklosters Cazis. Nach einem Brand wurde die Bludener Klosteranlage St. Peter Anfang des 18. Jahrhunderts im barocken Stil neu gestaltet.

1768 nahmen die Bludener Dominikanerinnen vier Schwestern aus Cazis bei sich auf, nachdem das Schweizer Frauenkloster durch ein Feuer zerstört war. Die Nationalsozialisten vertrieben während des Zweiten Weltkriegs die Schwestern aus St. Peter, die Klosterkirche wurde geplündert. 1947 bekamen die Dominikanerinnen ihren Klosterbesitz zurück. 1986 traf eine kleine Schwesterngruppe aus Cazis in Bludenz ein. St. Peter gilt als Niederlassung des Frauenklosters Cazis. In den Jahren 2006 und 2007 wurde die gesamte Klosteranlage in Bludenz renoviert.

### *85 Jahre Pallottiner am Salzburger Mönchsberg*

Seit 85 Jahren befindet sich das „Johannes-Schlößl“ auf dem Mönchsberg in Salzburg im Besitz der Pallottiner. Das diesjährige Jubiläum beging die Gemeinschaft am 9. Oktober 2011 mit einem Festgottesdienst und einem Tag der offenen Tür. Damit wollte man der Öffentlichkeit die Möglichkeit bieten, die Spiritualität des Gründers, des hl. Vinzenz *Pallotti* (1795–1850), und die Aufgaben der Mitglieder in Seelsorge, Bildung und Mission kennen zu lernen. Das im 14. Jahrhundert erbaute Johannes-Schlößl erwarben die Pallottiner im Jahr 1926 und richteten es für ihre in Salzburg studierenden Theologen ein. Bis 1941 war das Gebäude das Priesterseminar der süddeutschen Pallottiner-Provinz. 1944 wurde der Südflügel

durch einen Bombenangriff zerstört. Der Wiederaufbau wurde erst 1954 fertig gestellt. Heute ist das Johannes-Schloßl ein religiöses Gästehaus.

## *25 Jahre Wiener Don-Bosco-Haus*

Mit einem zweiteiligen Festprogramm beging das Wiener Don-Bosco-Haus, die Jugendbildungsstätte der Salesianer Don Boscos, sein 25-jähriges Bestandsjubiläum. Der erste Teil, eine „Maria-Hilf-Feier“ mit dem Linzer Diözesanbischof Dr. Ludwig *Schwarz* SDB, fand am 24. September 2011 statt. Unter dem Motto „25 Jahre pures Leben“ fand die Feier am 8. und 9. Oktober ihre Fortsetzung, u. a. mit einem Festgottesdienst und der Segnung einer neuen Don-Bosco-Statue mit Don Fabio *Attard* SDB, Generalrat der Salesianer Don Boscos für Jugendpastoral in Rom. „Das Don-Bosco-Haus ist für die Entwicklung insbesondere der Jugendpastoral in der Erzdiözese Wien und in ganz Österreich nicht wegzudenken“, würdigte Kardinal Dr. Christoph *Schönborn* OP die Einrichtung in einem Grußwort für eine Jubiläumsschrift. Viele junge Menschen hätten hier „Orientierung für ihren Lebensweg gefunden“. P. Provinzial Rudolf *Osanger* erinnerte daran, dass sich das Don-Bosco-Haus vor allem auch als salesianisches Zentrum der Provinz etabliert habe. Von hier aus seien verschiedene Impulse für die kirchliche Jugendarbeit in Österreich ausgegangen, etwa die „Salesianische Jugend-

bewegung“ oder die Orientierungstage für Schulklassen, „die heute in allen österreichischen Diözesen zum jugendpastoralen Standard gehören“. Das am 11. Oktober 1986 eröffnete „Don-Bosco-Haus“ in Wien-Hietzing soll Jugendlichen „ein Zuhause“ sein, einen „Platz zum Spielen“ und einen „Ort zum Lernen“ bieten und nicht zuletzt ein „Ort des Gebets“ sein. Mittlerweile besuchen jährlich rund 40.000 Gäste die Einrichtung.

## **Unsere Verstorbenen**

### *Otto Eigner*

Am 25. September 2011 starb in Wien im Alter von 77 Jahren der ehemalige Prokurist der Wirtschaftstreuhandgesellschaft Unitas-Solidaris, Otto *Eigner*. Über 35 Jahre lang war er für das im Dienst der Ordensgemeinschaften stehende Unternehmen tätig, davon 25 Jahre in leitender Funktion. Vielen Ordensgemeinschaften, vor allem den Benediktiner- und Zisterzienserstiften, diente er als Steuer- und Wirtschaftsberater ebenso wie zahlreichen Generalaten und Provinzialaten der Männer- und Frauenorden Österreichs und dem Generalat der Kamillianer in Rom. Sein umfassendes Engagement galt auch der Arbeitsgemeinschaft der Ordensspitäler und der Vereinigung von Ordenschulen Österreichs. Zugleich kümmerte sich der ausgebildete Wirtschaftswissenschaftler jahrzehntelang an der Seite der Generalsekretäre Abt Isfried

*Franz Opraem* und *P. Leonhard Gregotsch* MI bis nach der Zeit seiner Pensionierung im Jahr 2004 um die wirtschaftlichen und technischen Belange im Generalsekretariat, was die Buchhaltung und jährliche Bilanz und die Organisation der jährlichen Generalversammlung der Superiorenkongferenz angeht. Auch wirkte er als Referent und Berater bei der Jahreshauptversammlung sowie im Arbeitsausschuss der Ordensspitäler Österreichs und war viele Jahre lang auch Referent bei den Jahrestagungen der Ökonominen der Frauenorden in Strobl am Wolfgang See.

*Dr. Alfred Haslinger*

Am 26. September 2011 starb in Linz Prof. Dr. Alfred *Haslinger* im Alter von 87 Jahren. Der emeritierte Rechtsanwalt war der Diözese Linz eng verbunden, leistete aber auch für die Krankenpflegeorden Pionierarbeit. So vertrat er viele Jahre lang die oberösterreichischen Ordensspitäler in der Politik und bei den Landes- und Bundesbehörden. Von 1978 bis 1996, solange der Krankenanstalten-Zusammenarbeitsfonds (KRA-ZAF) bestand, war er der Vertreter aller katholischen und evangelischen Krankenanstalten Österreichs in der Fondsversammlung. Zugleich leitete er seit Gründung der Arbeitsgemeinschaft der Ordensspitäler Österreichs 1978 das Rechtsreferat und war Referent und Berater bei der Jahreshauptversammlung und im Arbeitsausschuss. Dr. Haslinger

war auch gefragter Referent bei den Jahrestagungen der Ökonominen der Frauenorden ebenso wie im Institut für Bildung im Gesundheitsdienst (IBG). Bereits 1956 war Haslinger maßgeblicher Mitgestalter des österreichischen Krankenanstaltengesetzes und einer der ersten in Österreich, der die Notwendigkeit erkannte, Rechtskunde für Gesundheitsberufe zu vermitteln. Als Mitautor des Fachbuchs „Rechtskunde für Gesundheitsberufe“ schuf er ein Standardwerk.

## SCHULREFERAT

### **Zustrom zu katholischen Schulen und Kindertagesheimen ungebrochen**

Der Zustrom zu katholischen Schulen ist nach wie vor groß und die Schülerzahlen steigen jedes Jahr kontinuierlich, wie der Geschäftsführer der Vereinigung von Ordensschulen, *Rudolf Luftensteiner*, mitteilte. In Österreich gibt es etwas mehr als 300 katholische Privatschulen – rund drei Viertel davon sind Ordensschulen – mit über 70.000 Schülerinnen und Schülern.

Oberstes Ziel für katholische Schulen dürfe nicht eine bloß an pragmatischen Gesichtspunkten orientierte Ausbildung sein. Es gehe vielmehr um die Frage, „was junge Menschen brauchen, um sich zu einer eigenständigen Persönlichkeit entwickeln zu können“. Jedes Kind und jeder Jugendliche habe das Recht auf eine Bildung, die dem christlichen Men-

schenbild entspricht. Dabei sei eines der großen Themen für die kirchlichen Schulen Gewaltprävention. Inzwischen habe beispielsweise gut die Hälfte der Schulen der Vereinigung einen unabhängigen pädagogisch-psychologischen Dienst. In Zusammenarbeit mit der Universität Wien starten die Ordenschulen im Herbst zudem ein Forschungsprojekt: An fünf ausgewählten Schulstandorten werde das Gewaltproblem wissenschaftlich untersucht, um für die Zukunft noch bessere Gegenstrategien und Hilfsangebote entwickeln zu können, so Luftensteiner. Auch die „Vereinigung der Katholischen Kindertagesheime“ (KKTH) freut sich über einen Zuwachs von 800 Kindern in ihren Einrichtungen seit ihrer Gründung 2009. Seitdem stieg die Zahl der Kinder in den Einrichtungen der Vereinigung von 4.700 auf 5.500. Ebenso wurde die Zahl der Kindergartengruppen von 101 auf 115 bzw. die Zahl der Hortgruppen von 120 auf 151 erhöht. Die KKTH-Einrichtungen werden von Kindern im Alter von einem Jahr bis 14 Jahren besucht.

Zu der Vereinigung der Katholischen Kindertagesheime zählen die Erhalter von Ordens-Kindergärten und -Horten sowie der Häuser der „Caritas Socialis Kinderbetreuungs GmbH“ und der „CaSa Leben im Alter gGmbH“ sowie des Vereins Neulandschulen. Trotz unterschiedlicher Spiritualitäten und Strukturen geht man „einen gemeinsamen Weg zum Wohl der Kinder“ (*weitere Informationen: [www.kkth.at](http://www.kkth.at)*).

## **Wiener Schulschwestern feiern zehnten Jahrestag Schulverein**

Mit einem Gottesdienst in der Wiener Franziskanerkirche feierte die Kongregation der Schulschwestern vom 3. Orden des hl. Franziskus am 28. September 2011 das Zehn-Jahr-Jubiläum ihres Schulvereins. Das Jahresmotto 2011/2012 des Schulvereins lautet: „Gesandt, um in Freude gemeinsam Gottes Liebe den uns Anvertrauten erfahrbar zu machen.“

Mehr als 1.600 Kinder und Jugendliche besuchen die Kindergärten, Schulen und Horte des 2001 gegründeten Schulvereins an vier verschiedenen Standorten in Wien. Sie werden von rund 220 Mitarbeitern betreut. Die Kindergärten und Horte des Schulvereins sind Mitglieder der „Vereinigung Kirchlicher Kindertagesheime“ in der Erzdiözese Wien.

## **Christine Mann neue Präsidentin der Katholischen Schulen Europas**

Die Leiterin des österreichischen Interdiözesanen Amtes für Unterricht und Erziehung in Wien, Dr. Christine Mann, wurde im Oktober 2011 zur neuen Präsidentin des Europäischen Komitees für das Katholische Schulwesen (CEEC) gewählt. Die Wahl erfolgte einstimmig bei der jüngsten Generalversammlung des Dachverbands in Prag. In dem Komitee mit Sitz in Brüssel sind katholische Schulverantwortliche aus 26 Ländern präsent. Sie vertreten mehr als 30.000 katholische Schulen mit rund

7,5 Millionen Schülerinnen und Schülern. Ziel ist zum einen interner Austausch und Kooperation, zum anderen die Vertretung der Interessen des katholischen Schulwesens in den europäischen Institutionen. Die nächste CEEC-Vollversammlung ist für 23./24. März 2012 in Esztergom (Ungarn) geplant.

## KRANKENREFERAT

### **Festgottesdienst der Wiener Ordensspitäler**

Der Dienst in einem Krankenhaus sei mehr als ein „Job“: „Es ist Hingabe, es ist Mittragen, Mitgehen, es ist Mitfühlen.“ Daran erinnerte P. Dariusz *Schutzki* CR, Bischofsvikar für das Vikariat Wien-Stadt, beim Festgottesdienst der Wiener Ordensspitäler am 14. September 2011 im Wiener Stephansdom. Insgesamt seien in den acht Wiener Ordenskrankenhäusern rund 4.000 Mitarbeiter beschäftigt, mehr als 100.000 Patienten würden derzeit in den Krankenhäusern behandelt. „Das sind Fakten, die die Qualität, die Kompetenz, die Professionalität und die soziale Ausrichtung unterstreichen“, so der Bischofsvikar. Ordensspitäler seien nicht nur wegen ihrer guten medizinischen Betreuung und dem Personal gefragt, sondern weil dort „die christlichen Werte gepaart sind mit Wissen und Know-how“: „Weil diese Kombination Gesundheit für den Leib und

für die Seele gewährleisten kann.“ P. Schutzki feierte den jährlichen Festgottesdienst mit Vertretern der acht Ordensspitäler der Bundeshauptstadt. Insgesamt gibt es in Österreich 30 Ordensspitäler, die rund 20 Prozent der heimischen Krankenhausleistungen erbringen. Damit wird jeder fünfte Patient in einem Ordensspital betreut. Die Ordensspitäler sind gemeinnützig und arbeiten im öffentlichen Auftrag. Mit mehr als 20.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sind sie einer der größten Arbeitgeber in Österreich (*weitere Informationen:* [www.ordensspitaeler.at](http://www.ordensspitaeler.at)).

### **Ordensspitäler: Belastbarkeitsgrenze erreicht**

Auf die finanziell schwierige Lage der Ordensspitäler in Wien hat Dr. Michael *Heinisch*, Leiter der „Vinzenz-Gruppe“, hingewiesen. „So schwierig war es noch nie. Die Belastbarkeitsgrenze ist definitiv erreicht“, erklärte Heinisch in der Tageszeitung „Kurier“ am 13. Oktober 2010. Konkret geht es um die jährlichen Subventionsverhandlungen. „Wenn nun zu wenig Geld ins System fließt, wird es zu Konsequenzen kommen. Wir reden nicht von der fernen Zukunft, sondern vom Jahr 2012“, so Heinisch. Schon in den vergangenen Jahren machten Ordensspitäler immer wieder auf die zu geringen Gelder aufmerksam. Die Krankenhäuser befinden sich seit längerem auf Sparkurs; so wurden z. B. Laborstandorte zentralisiert und Apotheken zusammengelegt.



## MISSIONSREFERAT

### Dialog der Religionen im Stift Schlägl

Gerade ein Dialog der Religionen bietet die Chance, „auf die Herausforderungen der Zeit einzugehen und Antworten aus den unterschiedlichen Perspektiven für die moderne Gesellschaft zu bekommen.“ Das erklärte der Abt des Stiftes Schlägl, Martin *Felhofer* OPraem, am 27. September 2011 im Rahmen des „Dialogs 2011“. Eingeladen hatte das Stift zu einer Diskussion zum Thema: „Islam – Christentum. Glauben wir an denselben Gott?“ Gesprächspartner waren der katholische Theologe Wolfgang *Palaver*, Leiter des Instituts für Systematische Theologie der Universität Innsbruck, und Moussa *Al-Hassan Diaw* von der Islamischen Glaubensgemeinschaft in Oberösterreich und Islamischer Religionspädagoge an der Universität Osnabrück. In der Antwort waren sich die Vortragenden einig: Natürlich glaube man an denselben Gott.

Zum Gespräch in der Stiftsbibliothek des oberösterreichischen Prämonstratenserklosters waren rund 200 Teilnehmer gekommen. Die im Vorjahr gestartete Dialog-Veranstaltungsreihe solle einerseits „neugierig“ machen auf andere Religionen und eine Auseinandersetzung damit in der Region erreichen, erklärte Abt Felhofer. Dabei gehe es „um Achtung und Würde der anderen Religionen und Bekenntnisse“, aber auch um die Frage, wie ein Dialog fruchtbar werden könne, um für die Heraus-

forderungen der heutigen Gesellschaft gerüstet zu sein, so der Abt. „Wenn wir uns auf Augenhöhe im Dialog begegnen, dann ist der Schritt nicht mehr weit, voneinander und miteinander zu lernen.“ Dazu brauche es aber auch Vertrauen und die Bereitschaft, aufeinander zu hören (*weitere Informationen*: [www.stift-schlaegl.at](http://www.stift-schlaegl.at)).

### Fest der Begegnung im Kloster Wernberg

Anlässlich ihres 125-Jahr-Jubiläums luden die Missionsschwestern vom Kostbaren Blut vom 9. bis 11. September 2011 zum feierlichen Abschluss ihres Festjahres zu einem Fest der Begegnung in ihr Kloster Wernberg (Kärnten) ein. Neben zwei Festgottesdiensten standen auch Podiumsdiskussionen, Vorträge und ein „Klosterkirchtag“ mit einem Tag der offenen Tür am Festprogramm. Ein Jahr lang hatten sich die Schwestern intensiv mit ihrer Geschichte und den Entwicklungen im Laufe der Zeit auseinander gesetzt, eine Gebetsinitiative ins Leben gerufen und eine Broschüre herausgeben, in der sich alle Provinzen des Ordens präsentieren.

Die Missionsschwestern vom Kostbaren Blut wurden 1885 vom Trappisten, Priester und Missionar Franz *Pfanner* (1825–1909) gegründet. Der in Langen bei Bregenz geborene Pfanner war 1879 nach Natal (Südafrika) aufgebrochen und gründete dort das erste Kloster in Mariannahill und 1885 den Frauenorden mit der im Rheinland geborenen Paula



*Edmunds* als erster Generaloberin. Sie baute in Europa die Ausbildungsstätten für die Missionsschwestern auf und führte damit das Werk Pfanners fort. Heute umfasst der Orden rund tausend Schwestern mit Gemeinschaften in Afrika, Europa, Nordamerika, Südkorea und Papua-Neuguinea. In Wernberg, dem Provinzhaus der Österreichischen Provinz, die von Vorarlberg bis zum Dorf Tirol in Rumänien reicht, leben 67 Schwestern; in der Provinz insgesamt 150 (weitere *Informationen*: [www.klosterwernberg.at](http://www.klosterwernberg.at)).

### **Afrika-Missionarin Sr. Maria Pacis posthum mit Romero-Preis ausgezeichnet**

Die aus Vorarlberg stammende Afrika-Missionarin Sr. Maria Pacis *Vögel* CPS wird am 2. Dezember 2011 posthum mit dem „Oscar-Romero-Preis 2011“ ausgezeichnet. Die entwicklungspolitische Aktion „Sei so frei“ der Katholischen Männerbewegung Österreichs würdigt damit den jahrzehntelangen Einsatz der Ordensfrau der Wernberger Missionsschwestern zur Verbesserung der Lebenssituation von Kindern und Jugendlichen in Kenia und Tansania. Sr. Maria Pacis war am 2. November 2010 nach kurzer Krankheit in Kenias Hauptstadt Nairobi an ihrem 79. Geburtstag verstorben.

Der mit 10.000 Euro dotierte Romero-Preis ist Österreichs bedeutendste Auszeichnung für herausragende Leistungen in der Entwicklungszusammen-

arbeit. In Würdigung des 1980 ermordeten Erzbischofs Oscar Arnulfo Romero von San Salvador wird er jährlich an Personen vergeben, die sich in besonderer Weise für Gerechtigkeit, Menschenrechte und Entwicklung in Ländern des „Südens“ einsetzen.

Sr. Maria Pacis (Irene) Vögel stammte aus Schwarzenberg im Bregenzerwald. 1957 trat sie bei den Missionsschwestern vom Kostbaren Blut in Wernberg ein und wurde 1973 nach Kenia in Ostafrika gesandt. Als Missionarin war sie vor allem im Bildungsbereich tätig und hat in Schulen und Kinderheimen unterrichtet.

Von 1994 bis 2001 war die Ordensfrau Schuldirektorin in einem Slumgebiet am Rande Nairobis. Ab 2002 baute sie ebenfalls in Nairobi eine Volksschule für 200 Straßenkinder auf und nahm sich der Kinder im Waisenhaus „Star of Hope Children’s Home“ in Juja an, in dem missbrauchte und vernachlässigte Kinder ein neues Zuhause finden (*weitere Informationen*: [www.seisofrei.at](http://www.seisofrei.at)).

### **Erwin-Kräutler-Preis an Missionsschwester Birgit Weiler**

Mit dem Erwin-Kräutler-Preis für „kontextuelle Theologie und interreligiösen Dialog“ wurde am 7. Oktober 2011 die deutsche Ordensfrau Birgit *Weiler* ausgezeichnet, die 16 Jahre als Missionsärztliche Schwester in Peru gearbeitet hat. Der Preis ist mit 3.000 Euro dotiert und wurde von der Universität Salzburg erstmals vergeben.

Das an der katholisch-theologischen Fakultät angesiedelte Zentrum Theologie Interkulturell und Studium der Religionen zeichnet damit Wissenschaftler aus, die im Sinn des Trägers des Alternativen Nobelpreises von 2010 tätig sind: In Frage kommen u. a. Arbeiten zur Befreiungstheologie, zum interkulturellen und interreligiösen Dialog sowie Arbeiten, die wirtschaftliche, soziale, anthropologische und politische Zusammenhänge theologisch reflektieren. Ausgezeichnet wird die Ordensfrau für ihre im heurigen Frühjahr an der Universität Frankfurt/Main abgeschlossene Dissertation mit dem Titel „Mensch und Natur in der Kosmosvision der Aguaruna und Huambisa und in den christlichen Schöpfungsaussagen“. Die Preisträgerin wurde 1958 in Duisburg geboren. In Bochum, Tübingen und Frankfurt studierte sie katholische Theologie und trat 1978 der Kongregation der Missionsärztlichen Schwestern bei. In der Folge war sie u. a. in Indien und Lateinamerika für die Gemeinschaft tätig. Seit 16 Jahren wirkt sie in Peru, wo sie sich in Arequipa sozial und pastoral aber auch im Umweltschutz sowie in der Friedensarbeit engagiert.

## HINWEISE

### **Pastoraltagung 2012 zum Thema Jugend**

Unter dem Motto „Jugend geht ab“ wird sich die nächste Österreichische

Pastoraltagung vom 12. bis 14. Jänner 2012 mit der Lebens- und Glaubenswelt von Jugendlichen befassen. Die traditionsreiche Tagung findet wieder im Salzburger Bildungszentrum St. Virgil statt. Der Frage nach einer zeitgemäßen Jugendpastoral werden sich Referenten aus Österreich und Deutschland widmen, wobei die Themen in Workshops weiter vertieft werden. Das Tagungsprogramm sieht auch Beiträge von Jugendbischof Stephan *Turnovszky* sowie von Bischof Alois *Schwarz* und Erzbischof Alois *Kothgasser* vor.

Ziel der Tagung ist es, Anknüpfungspunkte für eine kirchliche Jugendarbeit zu entdecken und Erfahrungen auszutauschen. Eine Besonderheit stellt der geplante „Marktplatz“ dar, auf dem bewährte Modelle aus den verschiedenen Bereichen der Jugendpastoral präsentiert werden (*weitere Informationen* unter [www.pastoral.at](http://www.pastoral.at) und [www.katechese.at](http://www.katechese.at)).

### **Neue CD aus Heiligenkreuz**

Die „singenden Mönche“ des Zisterzienserstifts Heiligenkreuz im Wienerwald wollen mit der neuen Gregorianik-CD „Chant – Amor et Passio“ an den Welterfolg von 2008 anknüpfen. Die damalige CD „Chant – Music for Paradise“ wurde über 1,1 Millionen Mal verkauft. Die neue CD enthält gregorianische Gesänge zur Passionszeit. Der Erlös wird Studierenden aus Osteuropa und Asien zu Gute kommen.

# Bücherschau

## Das Charisma des Ursprungs und die Religionen

Das Werden christlicher Orden im Kontext der Religionen (Spiritualität im Dialog. Hg. Petrus Bsteh, Brigitte Proksch, Peter Ramers, Hans Waldenfels, Band 3)

BSTEH, Petrus /PROKSCH, Brigitte (Hg.)  
LIT Verlag, Wien-Berlin 2011, 373 Seiten.  
EUR 30,80 (ISBN 978-3-643-50281-0).

Den Impuls von *Perfectae caritatis* Nr. 2, die „zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens“ als „ständige Rückkehr zu den Quellen jedes christlichen Lebens und zum Geist des Ursprungs der einzelnen Institute“ wahrzunehmen, griff eine Tagung im März 2010 in St. Peter in Salzburg in kreativer Weise auf und fragte nach den Wechselwirkungen und Lernprozessen, die in der Gründerzeit vieler Ordensgemeinschaften zwischen christlichen Ordensleuten und Angehörigen anderer religiöser Traditionen bestanden. Die siebzehn Beiträge dieses Bandes geben Einblick in einen eher unbekanntem Abschnitt der Geschichte interreligiöser Begegnungen, der angesichts gegenwärtiger Herausforderungen durchaus erhellend und aufschlussreich ist. Einige Überlegungen seien exemplarisch hervorgehoben:

Brigitte Proksch zeigt die Beziehungen zwischen äthiopischem Mönchtum und Judentum beziehungsweise Islam auf: „Man kann das Mönchtum als Beispiel für die hohe Fähigkeit der Auswahl und

Verschmelzung verschiedener kultureller und religiöser Elemente betrachten“ (S. 26). Eliane Poirot OCD untersucht den Einfluss des prophetischen Erbes Israels auf die christlichen Eremiten um den Eliasberg. Der Karmel erweist sich demnach schon von seinen Anfängen her als „bevorzugter Ort des jüdisch-christlichen Dialogs“ (S. 65). Cosmas Hoffmann OSB geht dem Zusammenhang von antiker Bildungstradition und benediktinischem Mönchtum nach und hebt den Vorbildcharakter des Lebens des Philosophen hervor, das als „ein Weg der Umkehr, der Rückkehr zum Wesentlichen verstanden“ (S. 99) wird. Niklaus Kuster OFMCap weist auf die Glaubenserfahrung des hl. Franz von Assisi hin, die „zu einem radikal geschwisterlichen Weltbild“ (S. 151 f.) führte: „Der franziskanische Weg des Dialogs und der Mission besteht darin, sich auch Andersgläubigen als Geschwister zu zeigen und ihnen dienstbar zu sein“ (S. 165). Ebenso arbeitet Anne Müller heraus, dass die Motivation des Franziskus für Reisen in nichtchristliche Länder „offenbar weniger im Herbeiführen von Bekehrungen“ bestand „als vielmehr in der Idee, die *vita minorum* in ihrer typisch radikalisierten Form auch dort, in den Ländern der Ungläubigen, zu präsentieren“ (S. 179). Auf bemerkenswerte Aspekte in der Begegnung zwischen ersten Franziskanern und Muslimen weist Jan Hoerberichts hin: Franz von Assisi setzte sich in einem Brief dafür ein, „einen Gebetsruf einzuführen, der vom islamischen Ruf zum

Gebet angeregt worden war“ (S. 224 f.). Darüber hinaus forderte er, „dass die islamische Haltung des Gehorsams, die völlige Ergebung in das Wohlgefallen Gottes, auch die Einstellung der Brüder beseele“ (S. 237). Im Beitrag von Damasus *Zuazua* OCD geht es um die „jüdische Abstammung Teresa von Ávilas“ (S. 283), die erst im Jahr 1946 (wieder-) entdeckt wurde, sowie um islamische Einflüsse auf Johannes von Kreuz: „Zweifellos ist der Mystiker Johannes mit der muslimischen Mystik verwandt“ (S. 304). Spannend ist schließlich die Auseinandersetzung von Robert Alexander *Maryks* mit einem Erlass der Gesellschaft Jesu aus dem Jahr 1593, demzufolge eine „jüdische, aber auch muslimische Abstammung [...] ein unüberwindbares Hindernis für die Zulassung in den Orden sein sollte“ (S. 335). Diese umstrittene Maßnahme widersprach allerdings klar der Aufnah-

mepraxis der ersten drei Generalate des Ordens sowie der Haltung des hl. Ignatius von Loyola selbst, von dem das Wort überliefert wird, „dass es ihm eine besondere Gnade von unserem Herrn wäre, jüdischer Abstammung zu sein“ (S. 338).

Diese wenigen Beispiele zeigen, dass der interreligiöse Austausch in der Frühzeit vieler Orden eine bemerkenswerte Rolle spielte und Ordenschristen im interreligiösen Dialog von jeher besonders engagiert waren. Der vorliegende Sammelband enthält eine Fülle von Informationen zu ordensgeschichtlichen und religionspolitischen Zusammenhängen und trägt dazu bei, interreligiöse Beziehungen nicht als „spezielle Agenda“, sondern als Chance und Inspiration des kirchlichen Lebens wahrzunehmen.

*Franz Gmainer-Pranzl*